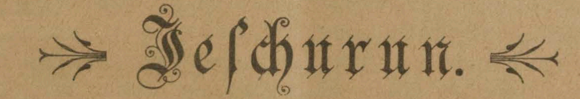
No. 32. Jahrgang IV. Berlin, 9. August 1895.





Herausgeber: A. Levin, Berlin.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post unsere Expeditionen und den Buchhandel

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Das Recht der Notwehr.

Von M. A. Klausner.

Zu den meistgehörten Vorwürfen gegen die Juden gehört der, daß sie zum Radikalismus neigen, zum Mindesten mit Vorliebe in der Opposition sich bewegen. Es ist schon das Zeichen einer gewissen Vorurteilslosigkeit, wenn man Marx und Lassalle als Ausnahme- und deshalb als Zufalls-Erscheinungen gelten läßt, die dem Judentum nicht auf Rechnung gesetzt werden dürften. Aber Singer, Wurm, Stadthagen und Dr. Schönlank werden sicher als Belege für die starke Vertretung der Juden in der Sozialdemokratie angeführt, wobei das spätere freiwillige Bekenntnis des Dr. Schönlank zur evangelischen Konfession unbeachtet bleibt. Ludwig Löwe als ein Führer weiland der Fortschrittspartei wird genannt, selbst auf Lasker und Bamberger wird zurückgegriffen, die einer sanfteren Färbung des Liberalismus angehört haben. Weiter nach rechts, bei den Freikonservativen und Konservativen, sei kein Jude zu finden, und das müsse, da es eine dauernde Erscheinung sei, wenigstens als ein schweres Indizium zur Unterstützung jenes Vorwurfs aufgefaßt werden, der die Juden nach dem mißverstandenen und mißbrauchten Wort Theodor Mommsens als ein „Element der nationalen Dekomposition“ erscheinen lasse.

Bei dieser Argumentation ist nur eine Kleinigkeit übersehen: daß nämlich vor den Gewählten die Wähler da sein müssen. Wird ein Jude in den Reichstag gewählt, so können nicht die Juden, die in keinem einzigen Wahlkreis auch nur über eine ansehnliche Minderheit verfügen, als seine Wähler angesehen werden; er hat sein Mandat als Vertrauensmann seiner politisch gleichgesinnten christlichen Mitbürger erhalten. Die Konservativen beider Schattierungen aber wählen keinen Juden, sie schließen nach ausgesprochenem oder stillschweigend befolgtem Grundsatz auch den konservativen Juden von der passiven Wahl aus. Einzig im konstituierenden norddeutschen Reichstag hat es einen konservativen jüdischen Abgeordneten gegeben: den Baron von Rothschild. Doch den hatte Frankfurt geschickt, das eben erst preußisch geworden war und noch nicht Zeit gehabt hatte, sich in Parteien nach preußischem Muster zu scheiden. Frankfurt hat nachmals wiederholt jüdische Abgeordnete gewählt, doch nie wieder einen konservativen. Baron Rothschild ist sui generis geblieben.

Wenn also die Konservativen keinen Juden zum Abgeordneten wählen und Juden in keinem Wahlkreise die Mehrheit bilden, woher sollen die konservativen Abgeordneten kommen? Denn daß es konservative Juden nicht giebt, kann ernstlich gar nicht behauptet werden. Schlesinger-Stahl, dem die preußischen Konservativen ihr ganzes bischen politische Philosophie verdanken, ist doch nicht erst durch die Taufe konservativ geworden. Auch Strousberg hat konservative Gesinnung nicht erst durch die Taufe, auch nicht durch den intimen Umgang mit dem Herzog von Ujest und dem Grafen Lehndorf gewonnen. Bleibt der Sozialdemokrat Schönlank trotz Taufe gegen uns ein Jude, so bleiben es trotz Taufe auch Schlesinger-Stahl und Strousberg, — was übrigens nicht gar so eifrig reklamiert sein soll.

Daß der Grundsatz, einen Juden nicht zu wählen, den Konservativen als unverletzlich gilt, selbst wo es sich um den sonst mit so großem Eifer geführten Kampf gegen den Polonismus handelt, dafür habe ich den Beweis vor etwa zehn Jahren von damals sehr maßgebender Stelle erhalten. Die Massenausweisung der Russischbürtigen aus Preußen war eben durch Staatsministerialbeschluß verfügt worden. Gelegentlich einer Unterredung, die diese in Friedenszeiten ohne Vorgang dastehende Maßregel betraf, machte ich darauf aufmerksam, daß man die aus dem Osten einwandernden Juden weit eher als ein germanisierendes denn als ein repolonisierendes Element ansehen müsse, was im großen und ganzen auch zugestanden wurde. Von dem eigentlichen Thema ablenkend, bemerkte der Herr, mit dem ich die Unterredung hatte, eine Persönlichkeit in leitender Stellung:

— Ich meine doch, daß Ihre Glaubensgenossen in den östlichen Provinzen in nationaler Hinsicht von einer, ich möchte sagen: schwankenden Gesinnung sind. Wenn das nicht so wäre, würden die Polen von den achtzehn Mandaten, die sie haben, sechs nicht behaupten können.

— Ohne jeden Auftrag von meinen Glaubensgenossen, entgegnete ich, mache ich mich stark, den Polen diese sechs Mandate abzunehmen, vorausgesetzt, daß meine Glaubensgenossen ihrer Zahl nach wirklich dazu imstande sind, und daß Sie die erforderliche, sehr einfache Hilfe leisten.

— Und das wäre?

— Stellen Sie in den sechs Wahlkreisen sechs jüdische Kandidaten auf! Ganz Israel stimmt für sie wie Ein Mann,

und Ihre Leute, die nicht schwankender nationaler Gesinnung sind, brauchen Sie blos zu kommandieren.

Mein Gesprächspartner lächelte. Jüdische Kandidaten aber hat er nicht aufstellen lassen, und die Polen haben die fraglichen Mandate bis auf diesen Tag inne.

Heute würde die Unterhaltung vielleicht eine andere Wendung genommen haben, denn in der Zwischenzeit haben die Konservativen das Tivoliprogramm angenommen und das Sprüchlein gelernt, daß die deutschen Juden wohl Staatsbürger, aber nicht Deutsche, nicht deutscher „Nationalität" seien. Auch habe ich keinen Augenblick geglaubt oder ernstlich glauben machen wollen — vor solchen Gedanken bewahrte mich schon das Bewußtsein, daß ich es mit einem klugen und kundigen Manne zu thun hatte — daß die deutschen Juden bei einer rein politischen Wahl in der Glaubensgenossenschaft des Kandidaten das alles überwiegende und entscheidende Moment sehen würden. Die lächelnde Ablehnung des Vorschlages aber bleibt ein Beweis dafür, daß die konservative Gesinnung schon in jener Zeit, da der Antisemitismus sich noch nicht offen und offiziell aggressiv bethätigte, das deutsch-nationale Interesse unbedingt hinter den Forderungen des praktischen Antisemitismus zurückstehen ließ.

Mittlerweile hat der Antisemitismus große Fortschritte gemacht. Zwar theoretisch ragt er über die konservativen Parteien nicht hinaus, doch in der Praxis werden ihm auch anderwärts die betrüblichsten und erschreckendsten Konzessionen gemacht. Oder ist es bloßer Zufall, daß es Abgeordnete jüdischen Glaubens außer bei den Sozialdemokraten nicht mehr giebt und daß Kandidaten jüdischen Glaubens regelmäßig nur noch auf verlorenen Posten aufgestellt werden?

Schon vor achtzehn Jahren machte ein fortschrittliches, jetzt zur freisinnigen Volkspartei sich bekennendes Blatt nach der Wahl Hasenclevers im sechsten Berliner Reichstagswahlkreise die Bemerkung, daß es ein Fehler gewesen sei, dem „populären Vorurteil" zuwider dem Sozialdemokraten einen Juden — Ludwig Löwe — als Kandidaten gegenüberzustellen. Wie wenig hier das „populäre Vorurteil" ausschlaggebend gewesen, haben die späteren Wahlen in jenem Wahlkreise gezeigt, der mit stetig wachsender Mehrheit und schließlich ohne ernstliche Gegenwehr einen sozialdemokratischen Abgeordneten in den Reichstag schickte. Aber das Schlagwort von dem „populären Vorurteil", das geschont werden müsse, blieb in Geltung, so sehr in Geltung, daß Abgeordnete jüdischen Glaubens gar nicht mehr in Frage kommen — außer bei den Sozialdemokraten, die allem Anscheine nach gegen das „populäre Vorurteil" gefeit sind.

Wäre ein solches Vorurteil wirklich vorhanden und von unüberwindlicher oder auch nur schwer überwindlicher Kraft, so müßte es sich bei der sozialdemokratischen Wählerschaft ebenso Geltung verschaffen, wie in der Wählerschaft anderer Parteien. Da diese Geltung sich nicht zeigt, so kann das Vorurteil nicht unüberwindlich sein. Dadurch freilich, daß man ihm nachgiebt und somit seine Berechtigung thatsächlich anerkennt, schafft man es nicht aus der Welt. Auf solche Weise kann man es nur großziehen und stärken, und das ist wirklich geschehen.

Wohin das führt, zeigt das Beispiel der Wiener Gemeinderatswahlen. Dort wie anderwärts hat der Liberalismus, dem „populären Vorurteil" Rechnung tragend, sich mit einem akademischen Protest gegen den Antisemitismus begnügt, während er praktisch seinen Wünschen nachkam. Das dauerte so lange, bis die Juden müde wurden, einem Bundesgenossen Heeresfolge zu leisten und zum Siege zu verhelfen, der nach errungenem Siege in Bezug auf die Juden so verfuhr, wie es der erfolgreiche Gegner auch nicht anders gethan hätte. Lange genug hat es gewährt, ehe es so weit kam, lange genug, bis die Juden dort einsahen, das Helotentum werde nicht süßer, wenn der Zwingherr sie dadurch abgefunden glaubt, daß er in gemessenen Zwischenräumen von dem „gleichen Recht für Alle" mit dem allmählich komödiantisches Gemeingut gewordenen „Brustton der Ueberzeugung" — redet.

Es klingt ungemein charaktervoll, wenn gesagt wird: im politischen Leben solle das religiöse Bekenntnis überhaupt keine Rolle spielen. Gewiß: das soll es nicht. Aber nicht minder gewiß: es geschieht doch, und am Ende aller Enden kann es uns keinen Unterschied machen, ob es Charakterstärke oder ob es Charakterlosigkeit ist, was uns aus dem öffentlichen Leben und der nach Maßgabe unserer Kräfte uns darin zukommenden Bethätigung verdrängt. Dabei sind wir noch ferne von dem Verdacht, daß die Rücksicht auf das „populäre Vorurteil" ein schamhaftes Kompromittieren verberge. Wir nehmen vielmehr an, daß die aufrichtige Besorgnis maßgebend ist, es möchten im anderen Falle einige Stimmen oder gar ein Mandat für die Partei oder Fraktion verloren gehen. Doch selbst in dieser Voraussetzung, die wir gern festhalten, müssen wir sagen: es geht nicht an, da zu kompromittieren, — wäre es auch nur durch stillschweigendes Zugestehen — wo ein Prinzip in Frage kommt. Das gleiche Recht für alle ist aber nicht ein liberales Prinzip, sondern das liberale Prinzip. Dieser Spruch steht auf dem liberalen Banner, und wer aus Opportunitätsrücksichten die Fahne in die Tasche steckt, um die Devise zu verbergen, der macht die Fahne zum Taschentuch, dem ist auch die Fahne nicht mehr als ein Taschentuch!

Es wäre unrecht, wollte man sagen, die Schuld an dieser tief bedauerlichen Entwickelung liege allein bei den politischen, besonders bei den liberalen Parteien. Ein nicht geringer Teil des Verschuldens fällt auf die früheren Abgeordneten jüdischen Glaubens selbst. Die Sozialdemokraten kommen dabei nicht in Betracht, denn ihre Stellung jeder Religion gegenüber ist im besten Falle die einer ablehnenden Neutralität. Auch fühlen sie für den Antisemitismus als den „Sozialismus der dummen Kerle" eine Art verächtlichen Mitleids, in der sicheren Erwartung, daß sie ernten werden, wo dieser gesät hat. Die zu anderen Parteien gehörigen Juden unter den Abgeordneten aber sind in der weit überwiegenden Zahl, wenn nicht alle, Juden gewesen, wie Mommsen sie wünschte: Genossen jener konfessionslosen Religionsgemeinschaft, die keine Kirche kennt und keine Synagoge. Ich sage nichts gegen diese Gemeinschaft und möchte niemandem den Eintritt verwehren, niemanden wegen des Eintritts gering achten. Aber diese Juden wären kaum qualifiziert, im Parlament den vielfachen und schamlosen Angriffen des Antisemitismus gegenüber die Sache der Juden vom Standpunkte der Juden aus zu führen, selbst wenn sie die hierfür erforderlichen Kenntnisse, die hierfür notwendige Schulung besäßen.

Daß in unseren Parlamenten Herr Stöcker Stellen aus den Evangelienbüchern in einer den Sinn verfälschenden Weise zitieren konnte, ohne sofort der Irreleitung überführt zu werden, daß Herr von Wackerbarth, Herr von Langen und andere von ihren Talmudforschungen sprechen konnten, ohne daß die unverzügliche Antwort sie unter Beweisen der Unwahrheit zieh, kann nur der für nicht beklagenswert halten,

der entweder der Sache selbst gleichgiltig gegenübersteht, oder den nachhaltigen Eindruck des von der Tribüne der Volksvertretung gesprochenen Wortes zu unserem Schaden unterschätzt.

Freilich bedeutet es nicht gerade einen Fortschritt, daß religiöse Rücksicht oder gar theologische Fachbildung bei einer Parlamentswahl maßgebend sein soll. Aber man komme uns nicht mit der Zumutung, daß wir auf solche Forderung wenigstens für ein Mandat verzichten sollen, nicht mit dem Vorwurf, daß wir den Rückschritt befürworteten! Gegen uns wird Religion und Abstammung — offen oder unter bedauerndem Hinweis auf ein „populäres Vorurteil" — geltend gemacht, mit erschreckendem Erfolge geltend gemacht, und so darf man es uns nicht verargen, wenn wir dieselbe Rücksicht auch einmal zu unseren Gunsten von denen anerkannt sehen wollen, die nach ihren Prinzipien unsere Sache führen müßten! Nicht wir verlangen den Rückschritt, sondern in schwerer Bedrängnis sehen wir uns zurückgeschoben, und wer uns hier hindern will, der nimmt uns das letzte Recht: das Recht der Notwehr!

Berliner Weltverbesserer.

Alphabetische Augenblicksbilder aus dem öffentlichen Leben der Reichshauptstadt.

(Von einem Eingeweihten.)

Ahlwardt.

Das A. B. C. der „Berliner Weltverbesserer" weist eine große Zahl von Männern und Frauen auf, die entweder wirklich den besten Willen haben, die böse Welt nach ihrem Ideengange umzugestalten, oder dies der Menschheit nur vorzureden suchen, in Wahrheit aber oft recht eigennützige Zwecke unter dem Deckmantel der Uneigennützigkeit verbergen. Fangen wir mit dem bekanntesten aller „öffentlichen Männer", dem Rektor a. D. („aller Deutschen", sagen seine semitischen Feinde boshaft) und Reichstagsabgeordneten für Friedeberg-Arnswalde, Herrn Hermann Ahlwardt an. Er verdient es wahrhaftig, zuerst genannt zu werden, der gute Rektor a. D., M. d. R. und in der Einbildung bereits zukünftiger „Reichskanzler" des „reinen Deutschland", in dem „Junker, Juden und Pfaffen" einen Reiseschein mit dem Motto erhalten:

Fahre wohl und komm nicht wieder
Zu uns Deutschen treu und bieder!"

Wird das ein „Eden des Glücks" werden! Kein „Junker" mehr wird dem souveränen Volke von Ahlwardts Gnaden den Grund und Boden des reinen Deutschland streitig machen.

Frei ist jetzt der Wald und frei sind die Felder,
Frei ist das Land von den „Juden" und „Junkern",
Vom „Junker" die Flur, vom „Juden" die Gelder;
Nicht schimpfen mehr wird der Pfaffe und flunkern!
Holderio! Ahlwardtio, Ahlwardtium! Bumm!

In diesem schönen Liede liegt im großen und ganzen die Weltanschauung der „neuen, deutschen Freiheitspartei". So firmierte nämlich der moderne, nach allen Seiten — auch nach der moralischen — etwas abgeblaßte Thomas Münzer nach seiner Verabschiedung aus der deutsch-sozialen Reformpartei. Jetzt ist das Ahlwardtsche Unternehmen wieder in „Antisemitische Volkspartei" umgetauft worden. Das wollte sich aber die Mehrzahl der engeren Berliner Parteigenossen nicht gefallen lassen und diese führt, 24 Mann stark, die alte „freiheitliche" Firma weiter. Ein genaueres Charakterbild des Herrn Rektor a. D. kann ich mir füglich schenken — die Blätter aller Parteien — selbst die der verwandten Antisemiten — haben es mit seltener Einmütigkeit genugsam gezeichnet. Von Ahlwardt wird es sicher einst nicht heißen:

Von den Parteien Haß und Gunst verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Nur eines möchte ich richtigstellen: Es heißt immer, Herr Ahlwardt sammelt bei seinen Vorträgen ein Vermögen. Das ist nicht wahr. Was der Herr Gemahl einnimmt, das giebt die Frau Rektor a. D., von der übrigens selbst die Mitstreiter behaupten, daß sie es überhaupt ist, welche die Zügel der Parteigeschäfte in der Hand hat, reichlich aus. Sicher ist es, daß die Strategie des Feld- und Geldzuges von ihr besorgt wird — Frau Rektor kommandiert und der Herr Rektor fährt gehorsam nach Schilda oder Krebsjauche und ladet, nachdem das neu- und wißbegierige Publikum gleichfalls „abgeladen" hat, seine Weisheit aus, um dann dem nächsten „Angriffsorte" entgegenzusteuern. Natürlich nicht, ohne vorher Rapport erstattet und die Einnahmen zur Kriegskasse abgeführt zu haben.

Dr. Böckel.

Auf A folgt B und auf Ahlwardt füglich Böckel. Als ich Dr. Böckel zum ersten Male sah und hörte, war es mir begreiflich, daß dieser Mann das hessische Bauernvolk sich unterthan zu machen verstanden hatte. Der arme „Bauernkönig" von Hessen! Eine stolze, deutsche Reckengestalt mit leuchtenden Stahlaugen und wallendem Blondbart, stand er vor 10 Jahren auf dem Podium und die hinreißende Kraft seiner Rede entfesselte tosende Beifallsstürme. Man hob ihn auf die Schultern und trug ihn durch den Saal. Wie ein neuer Messias zog er von Ort zu Ort, und zu den antisemitischen Volksfesten wurde er von weißgekleideten Jungfrauen mit Musik und Sangesgruß empfangen.

Und heute?

Greisenhaft, gebückt, das Auge matt, die Kraft gebrochen, ein Schatten von ehedem, ist Dr. Böckel der Trabant Ahlwardts geworden, geknechtet und getreten von den teilweise recht anrüchigen dunklen Existenzen, oder besser gesagt: Existenzlosigkeiten, die in des deutschen Reiches Hauptstadt die „Antisemitische Volkspartei" repräsentieren. Arm, verlassen, das ansehnliche Vermögen verloren, zog Dr. Böckel von Hessen fort. In Berlin glaubte er ein neues Heim zu finden, und mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe, aber auch krankhaft angeekelt von den Verhältnissen in seiner Fraktion, erregt über die hessischen Freunde, die ihn stürzten, nachdem sie ihm das Emporsteigen zum Reichstagsabgeordneten in erster Reihe zu verdanken hatten, ging er zum Ahlwardtismus über und überlieferte sich der Gnade des „deutschen" Gastwirts Bodek, der Böckels Buchdruckerei vor dem Konkurse rettete. Bodek machte Dr. Böckel zum Redakteur des „Deutschen Volksrechts", dem man übrigens auch nur eine kurze Lebensdauer nachsagt, — geht doch der Gerichtsvollzieher fast täglich in den Geschäftsräumen des Blattes ein und aus! Das Geschick Dr. Böckels ist tragisch genug, um lebhaftes Mitgefühl zu erwecken. Der hochbegabte Mann hat sich nunmehr gänzlich verrannt — der Glaube an seine Ideale ist ihm abhanden gekommen, körperlich und finanziell zerrüttet, geistig stark angegriffen, giebt es für ihn nichts weiter als mit Ahlwardt „fortwursteln", mag es kommen wie es will. Dr. Böckel mag selbst noch nicht dieser Meinung sein — einen anderen Eindruck als den geschilderten kann ich von ihm und seiner jetzigen Thätigkeit nicht erlangen. Dr. Böckel ist ein ab-

sterbender Idealist — Charlatan kann und konnte man ihn nie nennen. Meteorgleich ist er aufgestiegen, langsam aber sicher wird er aus der Oeffentlichkeil verschwinden, um dann über eine verfehlte Lebensbahn nachzudenken. — — —

(„Deutschen Warte".)

Die Pensionate in Berlin.

Von Bar Minan.

I.

Seit etwa zehn Jahren bemerkt man in Berlin eine unverhältnismäßige Ansammlung von Kultusbeamten a. D., die aus dem Osten hierher ziehen, um sich in erster Reihe durch Errichtung von Pensionaten zu ernähren. Dieser Zuzug nach den großen Städten, — auch nach Breslau und Posen, — hängt mit der unsicheren Stellung dieser Beamtenkategorie zusammen, die wir in unseren Artikeln über die „Privatgemeinden in Berlin" beleuchtet haben. Diese Beamten, Religionslehrer, Kantoren, Schächter ꝛc. werden in fast allen Gemeinden des deutschen Reiches nur auf 1—3 Jahre angestellt. Die Regel ist, daß sie nach drei Jahren ihr Domizil verändern, eine Ausnahme, daß der Kontrakt ein oder einige Male erneuert wird. Daher die merkwürdige, aber nicht seltene Erscheinung, daß acht Kinder eines jüdischen Beamten in acht verschiedenen Provinzen bezw. Ländchen geboren sind.

Bei der Vorstellung eines neuengagierten Kultusbeamten bei dem Bürgermeister, bedauerte letzterer, daß zwar die jüdische Gemeinde eine recht gute sei, aber der Ort selbst sei ungesund. „Im Gegenteil, Herr Bürgermeister, ich finde, daß der Ort sehr gesund ist. Ich habe gestern den jüdischen Friedhof besucht und gefunden, daß seit dem 200jährigen Bestande der Gemeinde hier kein — Kultusbeamter gestorben ist!" Der Bürgermeister verstand die Malice und lachte, und heute, nach 25 Jahren, haben dort wohl zehn Lehrer gelebt, aber noch ist keiner gestorben, und so ist es in den meisten Gemeinden in der Provinz.. Man kann bald die Regel aufstellen: Die Provinzialgemeinden nützen die lebendige Kraft der Kultusbeamten aus und die Berliner Gemeinde liefert die — Grabstätten!

Bis zum 50., günstigsten Falles bis zum 55. Lebensjahre dauert die Wanderung, nachdem dieses Lebensalter erreicht, findet der Beamte keine Anstellung mehr, denn ein so vorgerückter Jahrgang wird selbst von der kleinsten Gemeinde nicht berücksichtigt. Da diese Herren sich nun auch den Luxus erlauben, gelegentlich 70 Jahre alt zu werden, so bilden die genannten Städte, — in erster Reihe aber Berlin, — die Zufluchts-Asyle.

Naturgemäß entsteht der Plan, hierher zu ziehen, nicht über Nacht. Schon bei der Kündigung in der letzten Gemeinde, wo der Wandrer kürzere oder längere Zeit gewirkt, hat er die Idee verschiedenen Gemeindemitgliedern mitgeteilt und alle haben sie vorzüglich gefunden. Kein Wunder; sie fürchten, daß der alternde Beamte mit seiner Familie der Gemeinde zur Last fallen könnte. Sie haben kein Gefühl für das Unrecht, das sie begehen, wenn sie einen Familienvater in der Absicht bestärken, in dem großen Babel an der Spree seine künftige Existenz zu suchen. Auch der kleinste Kaufmann in der Provinz steht mit Grossisten hier in Verbindung und er nimmt keinen Anstand, den Beamten an verschiedene seiner Häuser zu empfehlen. Daß diese Empfehlungen in den meisten Fällen zwecklos sind, das ahnen sie wohl selbst nicht und im großen und ganzen kümmern sie sich nicht um den Erfolg. Welchen Einfluß besitzt denn in der That irgend ein Grossist in der Textilbranche oder in Stiefeln in Berlin!

Die meisten Berliner Kaufleute haben weder eine Ahnung, was in der Verwaltung der jüdischen Gemeinde vorgeht, noch kennen sie die Namen der hiesigen Rabbiner. Ihre Thätigkeit für die Gemeinde besteht in der Entrichtung der Steuern, die hier sehr mäßig berechnet werden, und das religiöse Interesse wird an den drei Tagen Rosch haschana und Jomkippur, oder auch nur blos an dem letzten vollauf befriedigt. Und an einen oder mehrere Indifferente wird der entlassene Beamte empfohlen, der nun meint, schon einen kleinen Nebenposten, zum mindesten aber zwanzig Pensionäre sicher zu haben.

Will der Betreffende ganz sicher gehen, so erkundigt er sich gelegentlich auch bei einem der vielen Berliner Reisenden nach den Verhältnissen hier und er erhält in allen Fällen eine begeisterte Schilderung von dem glänzenden Bestand der hiesigen Pensionate. Genug, der Halbinvalide zieht hierher, und welche Aussichten sich ihm als Beamten eröffnen, das haben wir bereits dargelegt. Nach dreimonatlichem Warten beschließt die Familie nunmehr den ursprünglichen Plan, die Errichtung eines Pensionates mit aller Energie zu betreiben. Der Mann glaubt ganz bescheiden und überaus vorsichtig vorzugehen, indem er sich nur auf acht Pensionäre einrichtet; eine Anzahl Tischgäste würden sich dann auch finden. Es wird nun eine Wohnung in C. von mindestens 5 Stuben gemietet, die bekanntlich 12—1500 Mark kostet. Für zwei Stuben sind noch die früheren Möbel vorrätig, es muß nur noch die Einrichtung von vier Schlafzimmern beschafft werden, und zu seinem Unglück erhält er diese überaus leicht. Er braucht nur in das erste „beste" Abzahlungsgeschäft zu gehen und eine Anzahlung von 100 Mark zu leisten, und er hat für 1500 Mk. Möbel — die einen reellen Wert von 500 Mk. repräsentieren — und den ersten Schritt zum wirtschaftlichen Ruin gethan. Welches Genie die Abzahlungsgeschäfte erfunden, wer mit diesem Geschäftszweig mehr gesündigt, ob der Jude oder Christ — das wissen wir nicht; heute rekrutieren sich die Inhaber dieser Geschäfte aus allen Konfessionen und sind alle gleich unbarmherzig

Der meist unpraktische Beamte, welcher bis zur Stunde nur in kleinen Städten gelebt hat, ist ganz erstaunt, daß man ihm auf sein ehrliches Gesicht kreditiert, und er ist ordentlich stolz darauf, wie rasch der Wagen mit glänzenden Möbeln vor seiner Wohnung erscheint und wie bald er hochelegant eingerichtet ist. Er hat anfangs keine Ahnung davon, welche schwere Bürde er sich mit dieser Abladung aufgeladen hat.

(Schluß folgt.)

Vor fünfzig Jahren.

Reminiszenzen von Moritz Scherbel.

I.

Ein halbes Jahrhundert, was vermag es nicht an Veränderungen und Umgestaltungen auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit herbeizuführen! Auch das verflossene hat seine Fruchtbarkeit in dieser Beziehung gezeigt und neben vielem andern auch auf dem Gebiete des hebräischen Unterrichts einen Wandel in Form und Einrichtung betreffs desselben geschaffen, wie es kaum in der Ahnung jener Zeit gelegen hat. Wir selbst haben sie noch durchlebt und durchkostet, jene Schulzustände, wie sie sich einzig und allein nur

in dem Bereiche und in den Räumen der sogenannten Chedarim gestalten konnten, und ein Stück so häßlicher Unkultur in sich trugen, daß wir sie heute kaum in unseren Begriffen aufnehmen können. Luft und Frische, Licht und Helle, heute so unzertrennbar von dem Begriffe eines verwendbaren Schulzimmers, waren in den meist nach den Höfen gelegenen Unterrichtsräumen so spärlich vorhanden, daß es Wunder nehmen muß, wie da die jungen Leben noch ihr Gedeihen finden und zur Aufnahme — man möchte fast sagen — überreicher geistiger Kost recht gemacht werden konnten.

Wir erzählen aus der Gemeinde L., wie es da vor fünfzig Jahren mit Bezug auf den hebräischen Unterricht aussehen. Von einer Religionsschule in der heutigen Bedeutung des Wortes hatte man keine Ahnung. Da gab es nur höchst primitive Vorrichtungen für das „Jüdisch lernen", wobei diese Disziplin in einer Begriffserweiterung genommen ward, daß man dabei von den ersten Anfängen des hebr. Lesens ausging, Chumesch und Raschi darin aufnahm, bis zum Talmud sich verstieg und sogar Exkursionen in Tossafot, Maharscha und Mahrschal für selbstverständlich betrachtete. Wir begreifen heute noch nicht die Zumutung, die man damals an die jüdische Schuljugend gestellt, die Anforderungen, mit welchen man an sieben- und achtjährigen Knaben herangetreten.

Mit dem 4. Lebensjahre wurde in der Regel der Knabe dem Unterrichte zugeführt. Fünf Jahr alt „fing man Chumesch mit ihm an", und bei einigermaßen begabten Schülern scheute man sich nicht das junge Menschenkind von 6 Jahren im Talmud zu unterrichten, wobei man doch einsichtsvoll genug die leichteren Stellen in demselben zu diesem Behufe aussuchte. Welche Regellosigkeit aber sonst auch diesen Unterricht beherrschte, so war doch eine Art Stufenordnung dabei innegehalten, eine Art Klasseneinteilung eingeführt, von welcher jede die dafür bestimmten Lehrer besaß, — Lehrer, von welchen wohl der geringste Teil für seinen Beruf vorbereitet, — Lehrer, welche sich selbst und die Vertrauensseligkeit der Eltern zu diesem verantwortungsvollen Posten ausersehen und bestimmt. Die Lehrer der unteren Klassen besaßen gewöhnlich auch Gehilfen, den Unterbelfer (Behelfer), auch Belferchen genannt, und den Oberbelfer. Die Aufgabe des ersteren bestand darin, daß er jeden Morgen in das Haus des jungen Schülers kam, ihn weckte und ankleidete und „Zizis mit ihm benschte."

Dem Oberbelfer war es aufgegeben, dem Lehrer beim Unterrichten behilflich zu sein und die Kinder in der Synagoge, wo sie auf dazu bestimmten Bänken ihren Stand hatten, zu überwachen und zu dem Amensagen anzuhalten.

Und nun das Schulzimmer! Ein niedriger, enger Raum mit so wenigem Licht und so unreiner Luft, daß es kaum diesen Namen verdient. Auf dem Boden drei aufeinander liegende Ziegel, fünf Schritte davon eine gleiche Niederlage des bekannten Mauermaterials, beide künstlich angelegte Erhöhungen durch ein gewöhnliches Brett mit einander verbunden — und wir haben die Schulbank für die unterste Klasse vor uns, wie sie damals existierte. Hinter ihr eine zweite und dritte gleich einfach und kunstlos konstruiert. Hier saßen sie nun, die Kleinen, mit eingezogenen Beinchen, plaudernd, miteinander spielend, bis sie einzeln zu dem an einem Tische sitzenden Lehrer gerufen wurden. Ja dieser Lehrer, er trug nicht immer die Freundlichkeit in den Mienen, die das Kind zutraulich ihm hätte zuführen können. Nein, vorausgegangene ärgerliche häusliche Szenen hatten zuweilen einen so unheimlichen Schleier tiefer Verdrießlichkeit über sein Gesicht gebreitet, daß der herrannahende Schüler bei ihm alles mögliche, nur keine sanfte, milde Behandlung voraussetzen konnte. Der Lehrer am Tische, der aus guten Gründen am Fenster seinen Platz hatte — weil sonst im Zimmer wenig zu sehen war — der Lehrer am Tische, vor sich einen aufgeschlagenen Siddur — Fibeln gab es damals noch nicht — in der Hand das „Deutholz" — wir wollen des besseren Verständnisses wegen nicht sagen „Tatholz", wie man damals sich ausdrückte — eine Art zugespitzten Federhalters. Nun wurde das Aleph Beth, einzeln aus der Mitte der Gebetstücke hervorgeholt und dem Kinde gezeigt. Hatte dieses nun schon zu thun, den Namen des gezeigten Buchstabens in seinem Gedächtnisse aufzunehmen, so mußte erst sein Tonlaut, seine Form ihm recht schwer werden. Der Lehrer kam ihm dabei zu Hilfe, indem er ihm Dinge und Bilder aus seiner Umgebung, die dem Buchstaben glichen, anführte; so z. B. hatte das Aleph die Form eines Sabbatstriezels, das Beth glich einem Hause mit offener Thür, das Sammech oder Schlußmem einem Hause mit geschlossener Thür u. s. w. Auf diesem schwierigen Wege lernte das Kind das erste Lesen. Was wir noch zu den damaligen Schulverhältnissen bemerken möchten, ist, daß das Heizmaterial während des Winters von den Kindern eigenhändig nach der Schule geschafft wurde. Jedes derselben brachte ein Stück Holz mit, das eben nach dem Vermögensstand der Eltern, bald groß, bald klein, bald Birken-, bald Eichen-, Tannen- oder Espenholz war. In jedem Falle gewährte es einen traurigen Anblick, wenn die armen Kleinen mit dem Stücke Holz in den erstarrten Händchen auf dem Wege zur Schule sich befanden.

Der zweiten Kategorie der Lehrer war es aufgegeben, die Kinder in der Uebersetzung des Pentateuchs, mitunter auch in Raschi zu unterrichten. Lehrer mit zuweilen recht zweifelhaftem Wissen, die niemals von einem pädagogischen Grundsatz geträumt oder von einer Methode eine Ahnung gehabt, ganz und gar des richtigen Ausdrucks bar, war es noch nicht das schlimmste, wenn sie sich dabei der Mendelssohn'schen Uebersetzung bei arger Verstümmelung der Aussprache bedienten. Fürchterlich wurde es erst, wenn sie, frei dem eigenen „Können und Wissen" folgend, dem Schüler die Uebersetzung beibringen wollten. Da gab es z. B. einen Reb Leib P., der die Stelle: וישלח יעקב מלאכים*) — darum, weil er die Raschierklärung, daß מלאכים ממש wirkliche Engel waren — zur Geltung kommen lassen wollte, also den Schülern vortrug: „Und es hat gestreckt Jakob Engelbotten" — statt Engelboten. War es ein Wunder, daß das Kind bei der Undeutlichkeit der Aussprache seines Lehrers statt Engelbotten Semmelbrocken, als das ihm Bekanntere und Annehmbarere auffaßte und gewissenhaft wiedergab!

Wir wissen nicht, ob wir uns nicht dadurch vergehen, daß wir hier immer nur vom „Lehrer" sprechen, während man damals nur dafür die Bezeichnung „Rebbe" gebrauchte. Noch immer sträubte man sich gegen den Fortschritt auf diesem Gebiete. Wir entsinnen uns heute noch der großen Entrüstung, die sich darüber kundgab, als einst ein Lehrer von auswärts zuzog, der das kühne Verlangen an seine Schüler stellte, ihn nicht „Rebbe", sondern „Lehrer" zu nennen. Während seine Kollegen nur ein verächtliches Lächeln ihm dafür bewahrten, witterten die Eltern dahinter schon ein Stück unjüdisches Wesen, was man, wie einige meinten, recht

*) „Und Jakob sandte Boten".

eigentlich nicht dulden sollte. Der Mann war aus Schönlanke gekommen und wurde zur Erleichterung der Aussprache mit Weglassung des ö und n kurzweg „Schlanker“ genannt, wiewohl er untersetzt von Gestalt und nichts weiter „schlank“ an ihm war, als die Nase. Ihretwegen, das heißt der Nase halber, hatte der gute Mann viel des Spottes vonseiten der Schüler und deren Eltern zu ertragen.

Die dritte Kategorie der Lehrer beschäftigte sich mit dem Unterrichte im Talmud. Das Schullokal glich so ziemlich dem oben gezeichneten, die Einrichtung war die primitivste. Aber der höhere Rang dieser Klasse gab sich bereits darin kund, daß die Schulbänke auch höhere waren. Statt der Tischabeaw-Sitze auf Brettern mit untergelegten Ziegeln, wie wir sie bei den jüngsten Besuchern der Schule wahrgenommen, waren hier schon lange Bänke, wie man sie in den Wirtshäusern sieht, vor langen Tischen stehend, anzutreffen. Oben an der Spitze des Tisches der Lehrer, rechts und links zu seinen beiden Seiten die angehenden Talmudgelehrten. Diese bestanden zumeist aus Knaben, die, den Flegeljahren bereits nahe gekommen, es dem Manne recht schwer machten, die Disziplin in seiner Schule aufrecht zu erhalten. Und dabei die Unzulänglichkeit der Zuchtmittel! Denn nur in sehr seltenen Fällen kam ein Stock dabei zur Anwendung; dafür hatte die Vorsicht der Eltern bei Anmeldung ihrer Kinder gesorgt. Sie pflegten gewöhnlich den Lehrer darauf aufmerksam zu machen, daß er in keinem Falle die Schriftstelle „Und diesen Stab nimm in deine Hand“ zur Anwendung bringen dürfe. Und der drohende Hinweis half. Was nun aber sollte so ein Lehrer, so ein jüdischer Lehrer, so ein jüdischer Lehrer jener Zeit thun, um seine Schüler einigermaßen in Respekt zu halten? Nur derjenige, von welchem wir erzählen, half sich damit, daß er sich seines Käppleins als Wurfgeschoß bediente. Dieses Käppchen wurde mit einer Geschicklichkeit, die der Treffkunst eines jeden Schützen Ehre gemacht haben würde, nach dem Kopfe des Schülers, der sich unaufmerksam oder sonst unqualifizierbar zeigte, mit der möglichsten Kraft geschleudert, und verfehlte fast niemals den beabsichtigten Zweck.

Der Talmud wurde in folgender Weise hier gelehrt: Sonntag: Vortrag des Lehrers, Montag: Wiederholung des Abschnittes wieder durch den Lehrer, Dienstag: Aufsage der Schüler, Mittwoch desgleichen, und Donnerstag ging es zum „Verhören“, d. h. zur Ablegung einer Prüfung vor einem bestimmten Talmudgelehrten, zur Darlegung dessen, was man in der vergangenen Woche gelernt.

So ging es jahrein, jahraus. Im Winter wurde auch abends bei Licht unterrichtet. Jeder Schüler hatte ein Licht für jede Woche mitzubringen. Diese Lichter fielen wiederum, wie oben die Holzstücke, ganz nach den Vermögensverhältnissen der Eltern aus. Hier eins hell und weiß, es bekundet seine Herkunft von dem reichen Reb Anschel, dort eins schon in's gelbliche schillernd und schon stark verkürzt, es wurde gebracht von einem Sohne Reb Nachmanns, der schon zu den „bekoweden“ gehört, und drittens endlich eins, das kaum den Namen Licht verdient, so dünn, dunkelfarbig ist es, der Docht ist das längste an ihm — es kommt aus dem Hause von Reb Jocke Nebbich, einem „Medinegeier“.

(Schluß folgt).

Das große Reinemachen.

Sie hatten endlich gesiegt! Der Antisemitismus herrschte in ganz Europa; die Juden waren nach Asien zurückgejagt worden, nachdem man ihnen ihr Vermögen abgenommen und unter die Antisemitenführer verteilt hatte, die dafür ihren armen Anhängern die schönsten, von Uneigennützigkeit triefenden Reden hielten und auf die „Ausbeuter“ schimpften.

Aber eines betrübte die Herzen der edlen, reinen Arier — die Juden waren sie los, aber den jüdischen Geist konnten sie aus Litteratur, Wissenschalt und Kunst nicht verbannen. Man hatte zwar die Lektüre der Bibel in allen Schulen verboten, die Buchhandlungen der Bibelgesellschaften geschlossen, alle Exemplare des Alten Testaments, deren man habhaft werden konnte, verbrannt, aber auf Schritt und Tritt wurden Augen und Ohren der reinen Arier von jüdischen Reminiszenzen beleidigt. In den Kirchen hörte man noch, trotz Pfarrer Deckert, die Psalmen des Juden David singen, sah man noch die Bilder und Statuen von Juden und Judenstämmlingen.

„Bei Wotan, dem Gott meiner Ahnen, das muß anders werden!“ sprach der eine und die andern klatschten Beifall. So wurde denn ein Antisemitenkongreß einberufen, um Maßregeln behufs Reinigung der europäischen Kunst und Litteratur vom jüdischen Geiste zu beschließen. Düsseldorf hatte um die Ehre gebeten, zum Sitze des Kongresses gewählt zu werden, aber man konnte es der sonst gut arischen Stadt nicht verzeihen, daß sie dem Juden Heine geboren zn werden gestattet hatte, und zog ihr das stets judenreine Saybusch vor.

Am ersten Erehtage des Weinmonats im 3465. Jahre nach Baldur's Geburt wurde der Kongreß eröffnet, zu dessen Ehrenpräsidenten die Geister von Pfefferkorn, Hoogestraten und Eisenmenger gewählt wurden. Die Referate waren den bewährtesten Gelehrten — Ablwardt, Paasch, Drumont, Fritsch, Deckert u. s. w. — anvertraut. Nachdem eine Huldigungsadresse an den Fürsten Bismarck jun. abgesendet worden war, auf die aber keine Antwort eintraf, begannen die Verhandlungen, über die wir in Kürze berichten wollen.

Von allen Anwesenden wurde der Grundsatz acceptiert, daß aus Litteratur und Kunst alles von Juden und Judenstämmlingen Herrührende, sowie alles zum Lobe oder zur Verherrlichung von Juden und Judenstämmlingen Geschriebene, Gedruckte, Gemalte, Geformte und Gesungene entfernt werden müsse. Meinungsverschiedenheiten zeigten sich nur in Detailfragen, wie z. B. ob Bücher, die nur einige den Juden günstige Stellen enthalten, ganz vernichtet oder nach Entfernung der mißliebigen Stellen wieder zugelassen werden sollten, ob der Nachkomme eines Juden in der fünften Generation noch als Judenstämmling zu gelten habe u. s. w. Eine lebhafte Diskussion über die Verteilung des eingenommenen Eintrittsgeldes entspann sich auch zwischen Professor Ahlwardt, der es ganz für sich beanspruchte, und Freiherrn von Hammerstein, der damit die Kosten für die bei ihm im Jahre 1895 vorgenommene Pfändung decken wollte. Erst nachdem mitgeteilt wurde, daß das eingenommene Geld Herrn Pickenbach in Verwahrung gegeben worden sei, wurde die Debatte abgebrochen.

Daß die Vernichtung sämtlicher Werke von Mendelssohn, Heine, Börne Auerbach, Ebers, der Gemälde und Statuen von Meierheim, Antokolski, Bernstamm u. s. w., der Musikalien von Meyerbeer, Rubinstein, Felix Mendelssohn, Halevi u. s. w. beschlossen wurde, ist selbstverständlich. Ebenso wurde die Aufführung aller von Juden verfaßten Opern und Theaterstücke verboten.

Aus der französischen Litteratur wurden Racine wegen seiner „Athalie“ und „Esther,“ Florian wegen seiner die

Juden verherrlichenden Novelle „Elifer und Naphtali“, Lamartine wegen mehrerer judenfreundlicher Aeußerungen, Mirabeau wegen seiner Verteidigung der Juden ausgeschlossen. Von Engländern wurden Milton wegen seines ganz im jüdischen Geiste gedichteten „Verlorenen Paradieses“, Byron wegen seinen „Hebräischen Melodien,“ Walter Scott wegen seines „Ivanhoe“, Macauley wegen seiner Rede für die Judenemanzipation, Prescott, weil er die Vertreibung der Juden aus Spanien getadelt, Shakespeare, weil er dem Juden Shylock die Christen beleidigende Worte in den Mund gelegt hat, verdammt.

Aus der polnischen Litteratur wurde ihr größter Meister, Mickiewicz, ausgemerzt wegen der Verherrlichung des Juden Jankiel im „Pan Tadeusz“ und verschiedener judenfreundlicher Aeußerungen. Tasso's „Befreites Jerusalem“ wurde schon seines Titels wegen für ein ganz verjudetes Werk erklärt, ebenso Boccaccio's „Decamerone“ wegen der Novelle von den drei Ringen.

Am schlimmsten aber erging es der „Göttlichen Komödie“ Dante's, die allgemein als erzjüdisches Buch erklärt wurde. „Ich habe selbst in Knigge's Konversationslexikon gelesen, daß Dante einen Juden Mandl, der sich Emanuel nannte, zum Freunde hatte,“ sagte Professor Ahlwardt. „Er will uns ja im vierten Gesange seiner Hölle weißmachen, daß Jesus den Abraham und Moses, den Jakob und Isaak und noch andere Juden aus der Hölle befreit und ins Paradies geführt habe. Ja selbst den König David, von dem Pfarrer Deckert so schöne Geschichten zu erzählen weiß, läßt er einen der vornehmsten Plätze im Paradiese zwischen den frömmsten christlichen Fürsten einnehmen und nennt ihn den Sänger des höchsten Gottes!“ rief ein anderer. — „Noch zwei Judenkönige läßt er die Freuden des Paradieses genießen, den Chiskia und den Salomon und von dem Letzteren sagt er gar, es habe kein Sterblicher so tiefe Weisheit besessen, wie er,“ fügte ein Dritter hinzu. — „Das ist noch gar nichts“, meinte eine wackere Antisemitin, „aber im vornehmsten Rang des Paradieses, unmittelbar neben der heiligen Jungfrau, weist er der Sarah, der Rebekka, der Judith und Ruth und einer Menge anderer Judenweiber die besten Plätze an. Ganz wie bei Kroll drängen sich die Jüdinnen hier vor und eine ordentliche Arierin müßte sich schämen, in einem solchen Paradiese sich auch nur eine Viertelstunde aufzuhalten. Da sitze ich schon lieber neben der Frau Potiphar, obwohl der Jude Dante sie in den tiefsten Abgrund der Hölle verdammt, weil sie den Judenjungen Josef verleumdete.“ — „Was? Wegen ein Bischen Lüge und Verleumdung eines Juden zur ewigen Hölle verdammt!“ schrie der Redakteur einer antisemitischen Zeitung und schlug verzweifelt die Hände zusammen. — „Mir ist es ganz gleich, ob diese Juden und Jüdinnen im Paradiese oder in der Hölle sitzen,“ meinte ein Händler mit Herrenartikeln, „wenn sie nur nicht hier auf Erden Manschetten und Kragen verkaufen.“ —

Viel lebhafter gestaltete sich die Debatte, als an die Reinigung der deutschen Litteratur gegangen wurde. Die strammsten Nationalen erklärten sie für durch und durch verjudet und wollten als rein germanisch nur Wagners Nibelungen, die Schriften Dührings, Treitschkes und sämtliche Werke Schönerers, Ahlwardts und Paaschens gelten lassen. Gemäßigte wollten auch die Schriften Luthers gestatten, wogegen sich aber heftige Opposition erhob. Man warf Luther vor, daß er durch seine Bibelübersetzung ganz Deutschland verjudet und demoralisiert habe. Ein Redner wies auf den blühenden Zustand des mächtigen Spanien hin, wo das Lesen der Bibel stets verboten war und erst vor einigen Jahren eine ganze Ladung von Bibelübersetzungen konfisziert und verbrannt wurde; dagegen seien die Engländer, die so fleißig die Bibel und besonders das alte Testament lesen, ein ganz herabgekommenes, armes unterdrücktes Volk. „Darum lasset uns ein Hoch ausbringen auf unseren stets überzeugungstreuen Dr. Lueger“, rief ein Oesterreicher, „denn nur sein und seiner Parteigenossen unermüdliches Wirken kann Oesterreich vor einem Herabsinken zu dem Range Großbritaniens bewahren, es zu der Macht und dem Wohlstand Spaniens erheben, aus Ungarn ein zweites Kuba machen.“

Ein anderer, wegen seines Martyriums allgemein verehrter, unverfälschter Arier — er hat alle Reden des Herrn von Liebermann angehört und ist davon taub geworden — wies den entnationalisierenden Einfluß der Bibel an dem Beispiel des kleinen David nach, der mit der ganzen Frechheit eines „jüdischen Jüngels“ auf Goliath losgeht und ihn von vorn angriff, während der wackere Germane Hagen dem Siegfried, dem er Freundschaft heuchelte, das Schwert von hinten in den Rücken stößt. „Und was für ein unmoralisches Buch sind erst die Psalmen dieses Juden David! Ich wundere mich, daß man gestattet hat, sie in den Kirchen zu singen.“ — „Ist es nicht offene Aufwiegelung, wenn es darin (82) heißt: „Wie lange wollt ihr unrecht richten und die Person der Gottlosen vorziehen? Schaffet Recht dem Armen und den Waisen und helfet dem Elenden und Dürftigen zum Recht!“ — „Mir scheint“, sagte Professor Ahlwardt, „das ganze Buch erst von den modernen Juden zur Schmähung der Antisemiten erfunden zu sein. Auf wen sonst können denn Verse passen wie: „Verstummen müssen falsche Mäuler, die da reden wider den Gerechten“, oder: „Die Versammlung der Bösen, welche ihre Zunge schärfen wie ein Schwert, die mit ihren giftigen Worten zielen wie mit Pfeilen“, und vollends der ganze fünfzehnte und der 101. Psalm und . . . .“.

Der Redner hätte noch weiter über die Psalmen und die ganze Bibel gesprochen, wenn ihn der Präsident nicht mit der Bemerkung unterbrochen hätte, daß die Bibel ja ohnehin abgeschafft sei und jetzt nur über die deutsche Litteratur verhandelt werde.

Das Resultat der nun folgenden Debatte, bei der die bedeutendsten Redner zu Worte kamen und die bekannte gründliche und geschmackvolle Litteraturkenntnis der Antisemiten dokumentierten, war, daß der größte Teil der deutschen Klassiker auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt wurde. Klopstock wegen seines „Messias,“ Gellert, weil er in seiner „Schwedischen Gräfin“ einen edlen, großmütigen polnischen Juden geschildert hatte, Herder wegen seines „Geistes der hebräischen Poesie“ und seiner „Briefe zur Beförderung der Humanität,“ Lessing, der „Judenstämmling und Freimaurer“ ohne weitere Motivierung, Hebbel wegen „Judith“, „Herodes und Marianne“ und seiner vielen jüdischen Freunde; Otto Ludwig, wegen seiner „Makkabäer“; Rückert wegen seines „Herodes“ und seiner orientalischen Poesien; Gustav Freytag, weil er eine Jüdin geheiratet und in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ gesagt hatte: „Die Juden, die Enkel der asiatischen Wanderstämme, sind unsere Landsleute und brüderliche Mitstreiter geworden.“ — Goethe und Schiller konnte zwar nichts eigentlich Semitisches nachgewiesen werden, aber sie wurden nach einer sehr wirksamen Rede des hochwürdigen Doktor Sebastian Brunner ebenfalls verdammt.

Nachdem so die ganze europäische und am gründlichsten die deutsche Litteratur gereinigt worden war, schritt man zur Verhandlung über die Kunst. Händel's „Messias", Haydn's „Schöpfung," Bach's „Passionen" wurden natürlich wegen ihrer biblischen Stoffe, Mozart's „Zauberflöte" als freimaurerisch verurteilt, ebenso alle Oratorien und in Musik gesetzte Psalmen.

In der bildenden Kunst ging man mit einer Rigorosität vor, die dem bilderstürmenden Kaiser Constantin Copronymos reinlichen Angedenkens grenzenlose Freude gemacht hätte. Mit großer Schärfe wurde gegen den verjudeten Michel Angelo losgezogen, der es gewagt hatte, in einer christlichen Kirche das Bildwerk des Juden Moses und daneben die Statuen der Judenweiber Rahel und Lea aufzustellen. Ueber letztere machte Pfarrer Deckert einige geistvolle Bemerkungen in seiner Manier, die große Heiterkeit erregten.

Außer der Zerstörung des „Moses" wurde auch der heilige Petrus in der Peterskirche, des heiligen Paulus auf der Antoniensſäule, der Loggien Raphaels im Vatican mit den Darstellungen aus dem Alten Testament von Lionardo da Vinci's Abendmahl und die Entfernung sämtlicher Madonnenbilder aus allen arischen Kirchen und Gemäldegallerien beschlossen. Speziell aus dem Wiener kunsthistorischen Museum sollten außerdem weggeschafft werden: Andrea del Sarto's „Tobias", Tiztoretto's „Findung Mosis," Giorgione's „Drei Weisen aus dem Morgenlande", Murillo's „Johannes der Täufer," Ruben's „Magdalena," Lucas „Cranach's Paradies" u. s. w.

Ein kunstgelehrter Redner erklärte, er könne es gar nicht begreifen, wie ein arischer Maler solche Werke zur Verherrlichung von Semiten malen konnte, das passe für einen Juden wie Raphael, dessen Familienname absichtlich verschwiegen werde; er habe gewiß Veilchenrot oder Rosengrün geheißen. Mechanikus Schneider meinte, solche Gemälde könne ein Jude gar nicht malen, sie seien gewiß von einem Arier gemalt und der Jude Raphael habe nur seinen falschen Stempel darauf gedrückt.

Rauschender Beifall lohnte die geistreiche Rede, worauf der Präsident mit einem kurzen Resumé der gefaßten Beschlüsse den Kongreß schloß. „Wir haben", sagte er, „die Litteratur und Kunst Europas von allem Semitischen gründlich gereinigt. Wir haben mehr als die Hälfte unserer Litteraturen, mehr als drei Viertel der Kunst auf dem Altar des reinen Ariertums geopfert. Mögen Böswillige sagen, daß es die besten und schönsten Teile von Kunst und Litteratur waren, wir gehen stolz und zufrieden auseinander, mit dem Bewußtsein, die echten Nachkommen der reinsten Arier: — der Vandalen zu sein."

O. W.

Die Juden in Rom.

I.

Das Ghetto in Rom ist heute nichts anderes mehr, als eine historische Reminiszenz. Der merkwürdige Schauplatz so vieler trauriger Vorgänge, welche die Anteilnahme nicht blos empfindsamer Gemüter zu erwecken befähigt sind, ist von der römischen Erde verschwunden, wie denn überhaupt die alten historischen Städte ihre Originalität mehr und mehr in dieser eisernen Zeit einbüßen. Es giebt noch Juden in Rom, aber keine Judenschaft mehr. In jener Gegend der ewigen Stadt, in welcher so viele Jahrhunderte hindurch die Enkel Abrahams ein leidvolles Dasein geführt haben, erhebt sich heute ein neues bürgerliches Stadtviertel, gesund zum Bewohnen und gewöhnlich für den Anblick. Selbst der Tiber, der einst so oft für das Ghetto schrecklich war, ist dort kaum wiederzuerkennen: er fließt sanft dahin, eingezwängt zwischen hohe granitene Mauern. Wenn heute jene alten, blassen Juden, die einst im römischen Ghetto den Fluch des Exils zu tragen hatten, wieder dieses Viertel beträten, sie würden sich nicht mehr zurechtfinden. Sie könnten nicht mehr in den Sand, den die gelben Wellen des Tiber bespülen, herabsteigen, um dort träumend und traurig zu sitzen, wie ein Bild jenes melancholischen Israel, von welchem geschrieben steht: „An den Wässern Babylons saßen wir und weinten."

Das Ghetto am linken Ufer des Flusses war indessen nicht der erste Wohnsitz der Juden in Rom, sein Alter reicht kaum bis zum elften Jahrhundert zurück. Das erste ältere Ghetto lag am rechten Ufer zwischen dem Janiculus und der Porta Portese, im späteren Trastevere, von dem heute kein Stein mehr auf dem anderen steht. Dort in der Vorstadt, welche von der vornehmen römischen Welt kaum gekannt wurde, verbarg sich in merkwürdigem Gemisch eine Menge armer, manchmal lichtscheuer, niederer Bevölkerung. Unter dieser hatten die ersten Juden, die aus dem fernen Palästina in diese Stadt der Wunder gekommen waren, ihren Unterschlupf gefunden. Sie waren meist sehr arm und kamen mit geringer Habe; dadurch wurde es ihnen leicht, ihre Behausungen zu wechseln, was sich ab und zu als vorteilhaft erwies. Sie wohnten weit zerstreut, oft in den ödesten Gegenden, ja sogar in der Kampagna, und lebten von gewerblichen Arbeiten niederer Sorte meistens in großer Armut. Sie hatten indessen bald ihre Schule, und unweit von Santa Cäcilia in Trastevere eine kleine Synagoge. Erst zu Theodorich's Zeit zerstörte ein Volksaufstand diesen bescheidenen Tempel, der die Gläubigen zur Andacht versammelte. Sie hatten sogar ihren eigenen Friedhof in einem unterirdischen Gewölbe in der Nähe der Porta Portese. Furchtsam und bescheiden wohnten sie dort und träumten den alten Traum von der Wiedererstehung ihrer heiligen Stadt. Eines Tages mögen sie dann in den dumpfigen Sträßlein von Trastevere Leuten ihres Stammes begegnet sein, die eben erst in Rom angelangt waren und sagten, sie seien Fischer aus Galiläa; aber diese Stammesgenossen hielten sich zu einem anderen Glauben, zu anderen Gesetzen, von denen nichts im alten Testament zu lesen stand, und machten, wenn sie sich zum Gebete versammelten, ein neues mysteriöses Zeichen über Stirn, Lippen und Brust. Die altansässigen Juden mögen wohl anfangs mit Freuden die Ankömmlinge begrüßt haben, die aus dem heiligen Jordan getrunken hatten, sie mögen den Fremden die Wunder Roms gezeigt haben und die Synagoge mag sie mütterlich aufgenommen haben. Aber bald zeigten sich die Unterschiede zwischen den alten und den neuen, sie hatten nicht mehr einen gemeinsamen Gott, nicht mehr gemeinsame Riten und Hoffnungen. Während die alten in Trastevere Ansässigen klug und vorsichtig jedes Aufsehen vermieden und den Cäsar ängstlich fürchteten, traten die Ankömmlinge, Schwärmer und Enthusiasten, mit ihrer neuen Lehre offen und kühn unter die Menge, und in ihren Versammlungen hörte man eine Lehre häufig kommentieren, die den alten unverständlich war, und welche von dem Satze ausging: „Beati pauperes" Selig die Armen!

In diesem ersten ältesten Ghetto sah dann die römische Judenschaft den langsam reifenden geistigen und politischen

Triumph der Lehre jener Fischer aus Galiläa, des Christentums, mit an; sie sahen alle die Schrecken mit an, welche die Stürme des Mittelalters, die Barbaren des Alarich, des Genserich, des Odoaker, die Byzantiner und die Longobarden über die ewige Stadt brachten. Sie sah die deutschen Kaiser einziehen, sah die Normannen in Rom wüten, erlebte all die Ausbrüche der Pest, die furchtbaren Feuersbrünste, die Perioden von Hungersnot, die Fehden der feudalen Geschlechter. Als Rom von Robert Guiscard und seinen Normannen neuerdings niedergebrannt und vernichtet, wieder daran ging, sich neu aus jener Wüste zu erheben, zu der die normannische Wut die Stadt gemacht hatte, verließen auch die Juden ihre düsteren Behausungen in Trastevere, sie übersiedelten auf das linke Ufer des Tiber und richteten sich zuerst unter dem Schatten des Theaters des Marcellus ein. Früher wohl schon hatten einige reichere, die wohlhabend und gewissenmaßen die ersten jüdischen Bankiers in Rom geworden waren, wie z. B. die Pierleonie, feste Häuser in jenem damals öden Teile in der Nähe der heutigen Borca della Verita erworben. Eine Synagoge wurde erbaut und der Friedhof gegründet unter den Nesseln und dem Gestrüpp im Zirkus Maximus am Fuße des Aventin. Alljährlich einmal warf über diese schon bessere Wohnstätte der Tiber, aus seinen Ufern austretend, Massen von Kot und bedeckte alles mit Schlamm; auch in diesen Quartieren feierte die Pest Triumphe. Erst im Jahre 1551 ließ Papst Paul IV. das Ghetto ummauern; nur zwei Thore führten in dieses elende Viertel, das eine blutige Chronik besaß.

* * *

Die Juden, die in Rom zur Zeit des großen Pompejus erschienen waren, hatte man anfangs nicht hart behandelt. Das war ein Schlag von Leuten, die wenig genierten und keineswegs Unordnung und Unruhe liebten. Julius Cäsar hatte sie in die Klasse der Libertinen eingereiht, sie lebten dann geräuschlos von allerhand niederer gewerblicher Arbeit, vom Handel mit geringen Dingen und haben ihren Wohlthäter Cäsar sehr beklagt. Tiberius schon, der sie magischer Künste verdächtigte, wollte sie nach Sardinien verbannen: Claudius, der sie mit den Christen in einen Topf warf, verfolgte und hetzte sie; Nero ließ sie beim Brande Roms massenhaft morden; Nerva begünstigte sie; unter Antoninus Pius und Marc Aurel litten sie nur geringen Druck; Diocletian verfolgte sie wie die Christen und Konstantin desgleichen als die Stammesgenossen Judas' des Verräters; Julianus Apostata überhäufte sie mit Gunst, um die Christen zu reizen. Auch die Karolingischen Kaiser standen ihnen wohlwollend gegenüber; Karl der Große ließ sich stets von seinem Leibarzt Isaac begleiten. Sowohl das weltliche Oberhaupt der Christenheit, der Kaiser, als auch das geistliche, der Papst, hielten viel auf zweierlei Kenntnisse der Juden: auf ihre medizinische Kunst und auf ihre Exegese der Bibel. Von Rom, von Cordova und von Toledo wurden jüdische Aerzte, Chirurgen und Alchymisten zu den Höfen der Großen und der Päpste berufen. Als der alte Innozenz VIII. im Sterben lag, versuchte sein jüdischer Leibarzt ein kühnes Heilverfahren: er führte in die Venen des Sterbenden das Blut dreier Jünglinge ein — wohl die erste Bluttransfusion, die beglaubigt ist. „Die Jünglinge starben," erzählt Infessura, „der Papst gab seinen Geist auf und der Jude entfloh."

* * *

Ueber die Schicksale der Judenschaft zu Rom, über ihre wechselnden Beziehungen zu den päpstlichen Gebietern der ewigen Stadt, und über ihre Leiden ist vor kurzem ein verdienstvolles französisches Werk erschienen: „Le Saint Siège et les Juifs" von Em. Rodocanachi. Ein Buch voll tiefer und gründlicher Arbeit und lobenswerter Offenheit. Im Folgenden sei einiges aus dem Inhalte in knapper Zusammenfassung wiedergegeben.

Bis zum letzten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts gab es für die Juden in Rom verhältnismäßig mehr gute Jahre als in den späteren Jahren. Sie lebten meist in erträglichen Verhältnissen, zerstreut und unbeachtet von der christlichen Bevölkerung, offiziell anerkannt von Kaiser und Papst, nur gehalten zu gewissen feststehenden Ehrenbezeigungen, welche selbst durch ihre Existenz die Legalität des bürgerlichen Lebens der Juden in Rom bezeugten. Bei der Krönung des Papstes hatte auch die Synagoge ihre Glückwünsche darzubringen, gleichwie sie den Kaiser, wenn er nach Rom kam, begrüßen mußte. Entweder überreichten sie dann als Ehrengeschenk ein neues Exemplar des Pentateuch, oder ein Pfund Pfeffer und zwei Pfund Wachs, lauter Dinge, welche die Juden nicht an den Bettelstab brachten. Außerdem übergaben sie dem Camerlengo noch zwanzig Soldi, eine sehr erträgliche Summe. In ihrem loyalen Eifer versäumten die Juden niemals in Zeiten einer zwiespältigen Wahl Papst und Gegenpapst zu begrüßen und deckten sich so gewissermaßen zugleich à pique et a carreau. Im Jahre 1130 zum Beispiel begrüßten sie gleichmäßig Innozenz II. und den Gegenpapst Anaclet; der Letztere war ein Nachkomme des oben genannten reichen jüdischen Bankiers Pierleoni, dessen Familie aus Gründen der Klugheit unter Leo IX. und Gregor VII. zum Christentum übergetreten war. Ein Papst jüdischer Abstammung im zwölften Jahrhundert! Schien es nicht wie ein Glücksfall für das Ghetto, schien es nicht wie eine ironische Rückkehr zu den Uranfängen des Christentums?

Das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert brachten im allgemeinen glückliche Zeiten für die römischen Juden. Bedeutende Päpste wie Alexander III. und Innozenz III. ließen ihnen die Freiheit des Gewissens, hoben nur mäßige Abgaben ein und nahmen sogar oft ihren Rat und ihre Erfahrung in juristischen Dingen oder Finanzgeschäften in Anspruch. Die Synagogenschule von Rom war damals ein Sitz hoher Intelligenz in Italien; aus den großen Rabbinerfamilien gingen bedeutende Gelehrte, Philologen, Juristen und Aerzte hervor. Bis zu Innozenz IV. dauerte diese glückliche Periode. Erst dann, in der Zeit, in welcher die Päpste die Kirche durch die sich an verschiedenen Orten erhebenden Häresien gefährdet glaubten, tauchte der Verdacht auf, daß die Juden aus der Verwirrung in der Christenheit Nutzen ziehen und Proselyten für ihren Glauben machen wollten. Das Ghetto wurde plötzlich verdächtig als ein Herd von Irrlehren und teuflischen Wissenschaften und es begannen sich die Ungerechtigkeiten und Quälereien zu häufen. Man entzog ihnen das Recht zu den Handwerken und industriellen Erwerbszweigen, und zwang sie dadurch wieder auf den Wucher zurückgreifen, der neuerlich den Haß gegen sie anfachte. In der furchtbaren Unordnung unter den wütenden Kämpfen und Fehden, die in Rom herrschten während die Päpste zu Avignon residierten, erreichte der Haß des römischen Pöbels gegen die Juden den Gipfelpunkt. Man beschuldigte sie, daß sie die Hungersnot beförderten, daß sie Christenkinder töteten, daß sie Hostien und heilige Altäre beschimpften. Sixtus IV. noch

hat am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ein Kind Namens Simon heiliggesprochen, welches angeblich im Jahre 1276 durch die Juden einen grausamen Märtyrertod erlitten hatte. Erst nach der Rückkehr der Päpste nach Rom, unter Enylis IV., Calixtus III. und Nikolaus V. brach wieder eine bessere Zeit herein und der freiere Hauch der beginnenden Renaissance trug auch dazu bei, den Enkeln Abrahams etwas mehr Licht und Sonne zu verschaffen. Schon drohte ihnen jedoch eine tiefe Erniedrigung, von welcher sie sich in Rom niemals wieder — bis zum Ende der päpstlichen Herrschaft — völlig erholt haben.

Sie kam unter Paul III., einem Venezianer Grand-Seigneur, der keineswegs bösartig, aber von Natur ein bischen leichtherzig und übermütig angelegt war, ein Freund rauschender Feste, schöner Statuen und Bilder, ein Förderer des Kunstgewerbes, kurz jenes blühenden Lebens, das sich in den Bildern der großen venezianischen Maler widerspiegelt. Seine größte Sorge war nicht der Türkenkrieg, nicht das italienische Gleichgewicht, nicht die Reform der Kirche, sondern — der Karneval. Rom hatte bisher die tollen Karnevals-Festlichkeiten nicht gekannt. Erst Paul III. führte sie nach venezianischem Muster ein. Von den Fenstern seines Palastes in Venedig hatte er oft den Spielen zugesehen und Goldstücke unter die Menge geworfen oder Preise für die Wettläufe der Hunde und Esel ausgesetzt. Hier in Rom führte er neben dem Wettlaufen von Eseln und Hunden noch etwas Neues ein; fast sträubt sich die Feder es niederzuschreiben — den Wettlauf von Juden aus dem Ghetto. Es war eine Erniedrigung der Juden sondergleichen. Eine menschliche Rasse, ein religiöses Gesetz, ein Volk armer Besiegter mußte zum Spielzeug und Zeitvertreib für eine grausame Volksmenge, für die vornehmen Prälaten dienen. Während sie liefen, schleuderte man ihnen Honig in das Gesicht, bewarf sie mit faulen Früchten und Eiern, ja mit Steinen. Erst im siebzehnten Jahrhundert dekretierte ein Papst, daß sie nur mit Früchten beworfen werden dürfen. Ein besonders schetzhafter Marchese ließ daher damals für den Wettlauf der Juden Pinienzapfen in Wagenladungen herbeischaffen.

Eine Stadt und eine Bevölkerung, welche an derartige Schauspiele gewohnt war, blieb selbstverständlich fähig zu viel unbarmherzigeren Roheiten. Die römischen Fischhändler in der Nachbarschaft des Ghetto gehörten zu den mitleidslosen Peinigern der Juden. Sie veranstalteten einmal eine Parodie auf den Leichenzug eines Rabbi; der Erfolg der gotteslästerlichen Posse war derartig, daß man sie noch einmal wiederholte, um dem Sohne des Polenkönigs Johann Sobieski der eben in Rom weilte, ein neues Amüsement zu bieten. Im Jahre 1711 wurde eine ähnliche rohe Maskerade ausgeführt: Auf Eseln sah man eine Prozession von Juden reiten, an der Spitze einen Rabbiner, der verkehrt auf seinem Reittier saß, und in der rechten Hand den Schwanz des Esels hielt, während die linke ein Buch mit den Gesetzen Mosis geöffnet dem Pöbel hinhielt.

Mit Paul III. waren die guten Stunden für das römische Ghetto vorüber und eine Zeit kam, geeignet die Juden in Rom an die Zeiten der babylonischen Gefangenschaft zu gemahnen. Von dieser Periode soll in einem nächsten Aufsatze die Rede sein.

P. L.

Feuilleton.

Entgleist!

Nachdruck verboten.

Eine galizische Erzählung von Wilhelm Feldman.

(Fortsetzung.)

Mit fieberhafter Hast las sie weiter. Die Juden verloren ihre staatliche Selbständigkeit, lebten aber als Kollektivkörper weiter. Sie lebten in eine Masse gedrängt oft feindselig und immer fremd der Lebensweise und der Kultur der sie umgebenden Völker, welche diese Lage selbst herbeiführten. Dort aber, wo die eisernen Grenzpfähle nicht existierten, dort beteilten sie mit den Früchten ihres schöpferischen Geistes das Land und das, wenn auch andersgläubige Volk. Die Liebe und Lehre vergalten sie immer mit Gegenseitigkeit. In Europa aber umnachtete die Dunkelheit allgemein die Geister.

Klara las mit Schaudern, wie die Bekenner der Religion der Liebe mit dem Losungswort ihres Meisters auf den Lippen seine Brüder auf dem Scheiterhaufen verbrannten. Wie groß, wie mächtig waren jene abgehärteten, seelenfesten Männer in ihren Augen, die mit den glaubens- und hoffnungsvollen Worten auf den Lippen den Scheiterhaufen bestiegen. Und ganze Familien, ganze Scharen, ganze Gemeinden, sich die Hände reichend und ihr Auge auf ihr Ideal heftend, erlitten resigniert den grausamen Tod nach den noch grausameren Folterqualen. Und doch haben sich diese Leute in gewöhnlichen Zeitläufen mit Geschäften, die man „Schwindel" nannte, befaßt. Und doch ging aus dem Schoße derselben Leute der dritte Meister der denkenden Menschheit — Spinoza hervor.

Sie begann die dritte Periode, die Geschichte der Juden der Neuzeit, zu lesen. Das großartige Morgenrot der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts über Europa aufgehenden Sonne traf die Juden wachend an. Auf Initiative und Beispiel der Mendelssohnisten, begannen sie, den Moder der letzten Jahrhunderte, der in ihren engen Quartieren ihre Herzen gefangen genommen hatte, abzuschütteln. Durch Arbeit und Bildung bereiteten sie sich vor, das große Examen der bürgerlichen Reife abzulegen. Und als man sie zum Examen zuließ, als der Hammer der Zeit die Fesseln und Beschränkungen sprengte, ging auch die Rinde der sozialen und geistigen Exklusivität auseinander. Unter dem wohlthätigen Hauche der frischen Luft verschwanden sie als Kollektivkörper, als Nation, um als Menschen mit modernem Geiste den Begriffen und den Bestrebungen der Neuzeit wiedergeboren zu werden. Und überall sind die guten Folgen dieser Metamorphose sichtbar. In der Litteratur, in der Kunst, in Handel und Industrie, auf allen Gebieten des bürgerlichen Lebens und des menschlichen Gedankens arbeiten sie mit Befähigung, ausdauernd und erfolgreich zum Nutzen und zur Ehre des Staates und des Landes, wo die Gebeine ihrer Vorfahren ruhen, wo die Wiege ihrer Lebensschule stand.

Diese, mit dem Auge der aufgeregten Phantasie gesehenen historischen Bilder erschütterten sie tief. Das Buch war von einem Chauvinisten geschrieben, und deshalb figurierten auch auf seinen Blättern öfters die positiven Thaten und Charaktere und diese blendeten im ersten Moment das fieberhaft aufgeregte Mädchen, dem all diese Ereignisse bisher unbekannt waren. Und ihr Herz wurde von Bewunderung und Verehrung erfüllt für diese Geisteshelden, für den ganzen Stamm,

der zuerst auf der Welt eine Zivilisation besaß, der mit seinen Geistesschätzen die ganze Welt beteilte und solch eine Undankbarkeit erlebte. Von der Höhe seines Thrones stürzte er in den Abgrund des Elends und der Gefangenschaft, unter den Drangsalen und in der Verbannung, im Feuer und im Gefängnis, unter der Wucht des Hasses und der Verachtung, ergab er sich nicht, sank nicht, sondern harrte auf seinem Posten aus, um erst in der neuen geschichtlichen Phase seine Stelle als „Priestervolk" beim Altar des Fortschrittes und des allgemeinen Wohles einzunehmen.

Hat man sich solcher Traditionen zu schämen? Braucht man sich von solch einer Vergangenheit loszusagen? . . Sie hatte es aber doch gethan!

Der erste Eindruck des gelesenen Werkes betäubte sie ganz, sie konnte in ihrer Seele nicht genug Reue, Tadel und Verdammung für sich finden. Bald aber machte sich die Stimme der Reaktion vernehmbar, ihre erste Begeisterung abkühlend. Sie fiel von einem Extrem ins andere und begann so zu raisonnieren:

Zweifelsohne ist die Geschichte der Juden ein großes, herrliches Buch tragischer Poesie und die Juden kein alltägliches Volk von nicht kleinem Verdienste. Ohne Zweifel hat die katholische Welt ein großes Unrecht begangen, indem sie Menschen verfolgte und ausrottete, denen sie soviel Geist schuldig war. Wenn man aber den Standpunkt der Katholiken jener Epoche einnimmt; wer weiß ob sie ganz unbillig handelten? Waren die Juden ganz unschuldig? Vielleicht gaben und geben sie wirklich Veranlassung zu Verfolgungen, Haß und Verachtung? . . Vielleicht? . . . Und all die Schlangen der gelesenen antijüdischen Werke erhoben ihr Haupt. Die längst eingewurzelten Gedanken begannen mit den neu erworbenen einen Streit und es entstand eine Dissonanz, eine Begriffsverwirrung. Aus diesem Chaos kamen bald zwei feurige Säulen an den Tag, welche sie wiederum in die Religion der Zweifelsucht und des Dunkels geleiteten. Es kam ihr in den Sinn der „Talmud" und die „Nation in der Nation", welche darauf ausgeht, die Welt zu beherrschen. Diese zwei in ihrer Seele schon längst eingewurzelten Anklagen riefen wieder eine ganze Kombination verschiedener Vorwürfe gegen das Judentum hervor: Sie observierten den Talmud, „diese Quelle, aus welcher die jenes das Leben der verhaßten Nichtjuden verpestende Gift schöpfen." Was Wunder also, daß die letzteren zur Selbstverteidigung ihre materielle Macht gegen ihre gefährlichen Todfeinde gebrauchten und mißbrauchten? Und als sie all die gelesenen Schilderungen der sozialen Schädlichkeit unserer Juden resummiert und anderseits sich an ihre ungeheure Reichtümer, „mittelst welcher sie die ganze Welt sich und ihrem Stamme unterzuordnen und zu unterwerfen beabsichtigten", erinnerte, fragte sie sich im Geiste: Was nützt der Hinweis aufs Ausland, wenn uns die Wunden brennen? Was nützt der momentane Nutzen der Juden, wenn die Endziele ihrer Arbeit so empörend sind?

Aus der gelesenen Geschichte hatte sie einen großen Vorteil davongetragen; sie hatte die Schöpfer und die Ursachen der gegenwärtigen Verhältnisse kennen gelernt. Sie hatte daraus entnommen, daß man die Juden zwang, sich mit Wucher zu befassen, daß man vor ihnen alle Wege einer ehrsamen, produktiven Lebensweise absperrte, infolgedessen die materiell elenden Schankwirte und Makler auch moralisch verkommen mußten. Aber jetzt, jetzt, da gar keine rechtliche Beschränkung mehr existiert, warum verläßt noch immer nicht ein großer Teil unserer Juden sein geistiges und Berufsghetto? Da zogen vor ihren Augen die selbst beobachteten Gestalten aus der nichtjüdischen Welt vorüber.

Und was sagte sie sich? Das sind nur Individuen, aber da ists das ganze Volk. Die schlechten polnischen Individuen schwächen nicht die Wirksamkeit der ganzen Gesellschaft, während die guten jüdischen Individuen, die vom großen Reste verursachten Schäden nicht gutmachen können. Hinsichtlich der jüdischen Frage herrschte wiederum in ihrem Geiste eine quälende Ungewißheit, welche die sie aufs neue plagende Nervenzerrüttung steigerte. Und sie schwebte wieder zwischen Himmel und Erde.

(Fortsetzung folgt.)

Wochen-Chronik.

Bürgerliche Verhältnisse.

* t **Aus Oesterreich-Ungarn.** Bei unsern Antisemiten ist ein Schritt zur Besserung zu verzeichnen: sie fangen an sich zu schämen. Oder sollte es nur ein Akt politischer Klugheit sein, daß die Führer der „Wiener Bewegung" in einem Aufrufe ihre Genossen zur Vorsicht mahnen? Fast scheint es so. Denn in dem Aufrufe schieben sie in erster Reihe die Schuld, die in Wien vorgekommenen blutigen Exzesse angestiftet (!) und aufgebauscht zu haben, ihren politischen Gegnern zu; andererseits aber fordern sie ihre Anhänger auf, eine exzessive Bethätigung ihrer Parteizugehörigkeit zu vermeiden, damit der Wunsch der Liberalen nach Verhängung des Ausnahmezustandes über Wien nicht in Erfüllung gehe. — Die Grazer befolgen das edle Beispiel des Kaisers Franz Josef nicht. Er hat, wie erinnerlich, im Frühjahr die Grazer Synagoge besucht und ermahnt, es nicht zu machen, wie die Antisemiten im Wiener Gemeinderat. Die Antisemiten in Graz schlagen trotzdem Alarm. Es geschah aber in der That etwas ganz furchtbares. Man lese und staune: Im Gebäude der Steiermärkischen Sparkasse wurde ein Geschäftslokal an eine jüdische Firma aus Wien vermietet, — sollten da die Antisemiten schweigen, konnten sie schweigen?! Und sie schwiegen nicht. Auf Anregung der Gemeinderäte Starkel und Feuchtinger wurde aus diesem Anlasse eine „Protestversammlung" abgehalten, die nach erregter Debatte eine Resolution faßte, in welcher gegen die Sparkasse und gegen jene Kaufleute, die sich der von den genannten Agitatoren eingeleiteten Bewegung nicht angeschlossen haben, die schärfste Mißbilligung ausgesprochen wird.

* **Die Juden- und Protestantenhetze in Frankreich.** Wir haben schon oft darauf hingewiesen, daß die Antisemiten nicht bei dem Kampfe gegen die Juden stehen bleiben und daß speziell in Frankreich mit der Judenverfolgung auch eine frische, fröhliche Protestantenhetze verbunden ist. Nun bringt die wohl kaum „philosemitisch" zu nennende „Deutsch-Evangelische Kirchenzeitung" des Herrn Hofpredigers a. D. Stöcker folgenden Bericht über eine antisemitische Versammlung in Paris: „Trotz aller Aufklärung und Freiheit herrschen in Frankreich noch merkwürdige Unklarheiten und Unfreiheiten in religiöser Beziehung vor. So hielt kürzlich ein früherer Boulangist, Thiebaud, der sich mit Ed. Drumont, dem Redakteur des „Freien Wortes" („Libre Parole") zur Bekämpfung des Protestantismus verbunden hat, um den antisemitischen Kampf zu verstärken, einen Vortrag in Paris über die Fortschritte der Reformation in

Frankreich seit 25 Jahren, der von Unrichtigkeiten wimmelte. Er suchte zu beweisen, daß der Protestantismus eine englisch-deutsche Religion und eine dem französischen Geiste feindliche sei, deren Anhänger, die keine Patrioten sein können, es trotzdem erreicht hätten, in der Republik eine unglaubliche Anzahl von wichtigen Posten und Stellungen zu besetzen, so daß eine Million Protestanten die Gesetze für 36 Millionen Katholiken machte. Nach Auftischung der gröbsten Irrtümer und Unrichtigkeiten, schloß der Vortrag mit Annahme einer Resolution, in welcher verlangt wurde, daß der politische Einfluß der Protestanten und der Israeliten gemindert werden solle, so daß er dem Zahlenverhältnis seiner Anhänger entspräche."

* r **Aus Rußland**. Der Warschauer Korrespondent der „Moskowskie Wjedomosti" behandelt in einem seiner letzten Briefe die Frage von der Russifizierung Polens. Hierbei thut er einer Erscheinung Erwähnung, die, wie er sagt, zu denen gehört, welche unwichtig erschienen, in der Folge sich aber als sehr bedeutsam erwiesen: — die Uebersiedelung russischer Juden nach Polen. Er thut dies in der Weise fast aller russischen Blätter, die ein den Juden gespendetes Lob mit hämischen Bemerkungen verbrämen. Das ist hierzulande nun einmal so der Brauch, der Ihre Leser nicht irritieren wird. Der Korrespondent schreibt:

„In der jetzigen Zeit beginnen die Juden infolge ihrer großen Zahl und ihres verhältnismäßigen Reichtums im industriellen Leben des Weichsel-Gebiets eine hervorragende Rolle zu spielen. Natürlicherweise zu allem Russischen gravitierend, bilden sie sofort ein den Polen, besonders aber den „Polen mosaischer Konfession", feindliches Lager. Die Letzteren müssen die ganze Unbequemlichkeit der Konkurrenz mit den russischen Juden erproben, von welchen viele schon so russifiziert sind, daß es auf den ersten Blick schwer ist, ihren nichtrussischen Ursprung zu erkennen; die russischen Juden haben viele russische Gebräuche und die russische Sprache mit sich gebracht und das alles zusammengenommen, hat ihnen eine solche Sonderstellung verliehen, daß ihre Polonisierung meiner Ansicht nach hier unmöglich erscheint. Auf diese Weise leisten die Juden in diesem vielleicht einzigen (!) Falle uns einen Dienst, indem sie die Russifizierung des Weichselgebietes fördern; über bedeutende Kapitalien verfügend, haben sie eine Menge kommerzieller und industieller Unternehmungen ins Leben gerufen. unwillkürlich sucht die örtliche Bevölkerung bei ihnen Arbeit und das Resultat ist, daß sie trotz ihrer Sonderstellung einen bedeutenden russifizirenden Einfluß auf die Polen und ihre polnischen Stammesgenossen ausüben."

Nun kommt der hinkende Bote nach und tritt die ganze Heuchelei unsrer Gegner zu Tage: „Andererseits darf man sich nicht von dieser jetzt vielleicht nützlichen Thätigkeit der russischen Juden hinreißen lassen, rechtzeitig muß man Sorge dafür tragen, daß nicht das ganze Gewerbe des Landes — natürlich nur zum Nutzen der Herren Hirschowitz u Co. — in ihre Hände geraten."

— In der großen Synagoge in Riga wurde am 28. Juli zur Erinnerung an das vor dreißig Jahren durch den hochseligen Kaiser Alexander II. den jüdischen Handwerkern gewährte Recht der Freizügigkeit ein Fest gefeiert. Es wurden feierliche Gebete für den regierenden Kaiser und sein Haus und Seelenmessen für seine beiden letzten entschlafenen Vorgänger verrichtet. In einer in russischer Sprache gehaltenen Rede entwickelte Herr Rabbiner Pucher die Bedeutung und die Folgen dieses Gnadenaktes und legte den Handwerkern warm ans Herz, durch redliche Arbeit, gründliches Erlernen des Handwerks treue Erfüllung aller Pflichten gegen den Staat und die Gesellschaft, Hingebung für Thron und Vaterland dem Danke für die Kaiserliche Gnade Ausdruck zu geben.

— Den „Melamdim" im Gouvernement Mohilew wurde dieser Tage die ihre Thätigkeit betreffende Instruktion kundgegeben. Es wurde ihnen verboten: 1. in einer Wohnung zwei Chedarim (Schulen) zu unterhalten; 2. ihre Schüler im Talmud, in hebräischer Grammatik und Elementarlehre zu unterrichten, sowie mit den Schülern die hebräischen Schriften moderner Schriftsteller zu lesen; 3. die Chedarim mit Bildern der Großen Israels zu schmücken, 4. Pensionen zu unterhalten. Gestattet ist ihnen zu lehren: 1. die Gebetordnung; 2. die ersten beiden Bücher Mosis mit dem Kommentar von Raschi; 3. die fünf Bücher Mosis, die Bücher „Josua", „Richter", „Samuel", „Jesaja", „Jeremias", „Psalmen", „Sprüche" und „Esther" ohne Kommentar; 4. von der Mischnah die Traktate „Berachot", „Moed", „Nesikin" und „Kadaschim"; 5. vom Schulchan Aruch den Teil „Orach Chaim" und 7. von jeder Woche den Bibelabschnitt mit der dazu gehörigen „Haptharah" (Prophetenabschnitt.)

Innere Angelegenheiten.

* **Berliner Nachrichten.** In einem an die Neuzeit gerichteten Reisebrief teilt ein Oesterreicher seine in Berlin gemachten Beobachtungen mit.

„. . . Auch die Kirchen Berlins habe ich aufgesucht, und was ich in der Christuskirche dortselbst gehört habe, dürfte Pater Deckert wohl beherzigen: „Daß das Heil von den Juden komme," sprach dort der Nachfolger von Paulus Cassel, „sagt das neue Testament, ich füge hinzu, daß viel mehr Unheil von einer Bewegung wie die antijüdische als Heil von den Juden kommt." Bewegt von diesen Worten ging ich am folgenden Freitagabend in die Oranienburger Synagoge. Welch' eine erhabene Andacht! Bei wunderbarem elektrischen Lichte vernahm ich die Dreiwochenmelodie von Lechó dodi, die mir schier die Thränen aus den Augen preßte. Vorsänger und Chor leisteten Vortreffliches. Das Gotteshaus war trotz der tropischen Hitze zum Erdrücken voll. Leider war an diesem Sabbat, an welchem ich nach einer guten Predigt lechzte, kein Prediger da und um in die Lindenstraße zu kommen, wo unser Landsmann Dr. Stier sprach, dazu war mir das Gotteshaus zu entlegen. Das Eine aber erfuhr ich, daß die vier großen Synagogen Berlins an jedem Sabbate überfüllt seien (?? Red.), und daß man jetzt daran gehe, noch ein großes Bethaus zu errichten und nach Abdankung des mir persönlich bekannt:n Seniors der Rabbinen Dr. Ungerleider noch zwei Rabbinen anzustellen." —

Hier ist manches zu berichtigen.

In der Synagoge Oranienburgerstraße wird ein „Drei-Wochen-Lecho dodi" nicht gesungen. Der Herr hat vermutlich den neuen Lecho dodi, der in der Neuen Synagoge gesungen wird, gehört. Diese Pièce ist all.rdings recht traurig, hat aber mit den drei Trauerwochen nichts gemein. Daß dem Wiener Herrn hier Thränen in die Augen gekommen sind, können wir trotzdem begreifen. Jedem Fremden, der einen Einblick in die hiesigen Gemeindeverhältnisse gewinnt, gehen leicht die Augen über.

— Man schreibt uns: In der vorigen Nr. Ihres geschätzten Blattes verlangt ein Gemeindemitglied, der Vorstand solle den Almosen-Empfängern an bestimmten Tagen einen Platz innerhalb der Friedhofsmauer anweisen, damit sie dort die Aufmerksamkeit mildthätiger Passanten auf sich lenken können, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, durch Gensdarmen abgefaßt und abgeführt zu werden. Der Wunsch des Herrn zeugt von einem guten Herzen aber von einer

geringen Erfahrung. Der einzige Stolz der Juden der Gegenwart: das berühmte jüdische Herz, das uns Ehre macht, hat eine traurige Spezies geschaffen: das Schnorrertum, das uns Schande macht. Wir sollen darum die Armen nach Kräften unterstützen, das Schnorrertum aber nach Kräften bekämpfen. Die Armen, die sich am Tischà beaw auf dem Friedhof, am Erew Jomkippur vor den Synagogen einfinden und ihre Armut öffentlich zur Schau stellen, gehören zur letzterer Kategorie, deren Zulassung zum Friedhofe ein größerer Chillul haschem wäre, als die Abführung derselben durch einen bestellten Gensdarm.

L.

— Der Militär- und Sanitätsverein „Deutsches Vaterland begeht das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des französischen Krieges durch eine großartig angelegte Gedächtnisfeier auf dem jüdischen Friedhofe an der Schönhäuser Allee an den Gräbern der dort beerdigten Opfer des Krieges. Die Gedächtnisrede wird voraussichtlich der frühere Feldprediger der Armee des Prinzen Friedrich Karl, Rabbiner Dr. Blumenstein-Luxemburg halten. — Der Verein erläßt folgenden Aufruf:

„Wir stehen vor der Wiederkehr jener siegreichen Tage des vor 25 Jahren begonnenen ruhmvollen Krieges. Jene bedeutungsvollste Zeit, die Deutschland erlebt hat, steht mit ehernem Griffel unauslöschlich in die Tafel der Weltgeschichte eingegraben. Anläßlich dieser Gedenktage veranstaltet unser Verein am 18. August ꝛc. auf dem Friedhofe der jüdischen Gemeinde, Schönhauser Allee, an den Gräbern der hierselbst im Jahre 1870 an ihren Wunden erlegenen Kriegern eine Gedächtnisfeier. Gleichzeitig wollen wir aber auch der lebenden notleidenden Krieger gedenken! Eine Unterstützung ist bei einer großen Anzahl unserer Mitglieder um so notwendiger, als diese unverschuldet sich in notleidender Lebenslage befinden. Da die Mittel unserer Kasse zu schwach sind, wenden wir uns vertrauensvoll an die anerkannt bewährte Opferwilligkeit unserer hochgeschätzten Mitbürger. Wir hoffen keine Fehlbitte zu thun. Handelt es sich doch darum, in Not und Sorge geratene Krieger, die dazu beigetragen haben, Deutschlands Einigkeit zu erringen, am Erinnerungstage von Gravelotte mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln zu unterstützen. — Manche Thräne wird sicherlich getrocknet werden und manchem Krieger wird der schmerzliche Erinnerungstag freudiger gestimmt. Jede Gabe wird von den Vorstandsmitgliedern*) dankend angenommen; über den Eingang und Verwendung wird später Rechnung gelegt."

* d. **Stiftungsfest.** Am vorletzten Sonntag beging das jüdische Kurhospital in Kolberg sein 21. Stiftungsfest. Die Feier nahm einen würdigen Verlauf. Nach einleitendem Gesange bestieg der Leiter der Anstalt, Herr Rabbiner Dr. Goldschmidt die Kanzel, um die Bedeutung des Tages zu feiern. Anknüpfend an das Wort des Propheten: Der Kleinste wird zu Tausenden und der Geringste zu einem mächtigen Volke," schilderte Redner den Siegeszug der jüdischen Gottesidee durch die Reihe der Völker und betonte, daß der jüdische Stamm, seitdem er politisch untergegangen, einzig und allein die Lehre seiner Propheten und die Friedenssaaten der Menschenliebe auf Erden zu streuen und auch gestreut habe, daß also die Behauptung von der Weltherrschaft, nach der Israel angeblich strebe, eine durch nichts begründete Fabel seiner Feinde sei. Ein Zweig jener Menschenliebe, die auch am Sinai gelehrt worden, werde in der Kuranstalt nach Kraft und Gewissen zur Blüte gefördert. Kränkliche Kinder, gebrechliche Männer und Frauen, sieche Greise schöpften hier Genesung aus den Quellen des Heils und schauten täglich die Bethätigung des obersten Gebotes der jüdischen Sittenlehre: „Du sollst lieben Deine Nebenmenschen wie Dich selbst!" Auch das Kurhospital sei aus kleinem groß geworden, aus niederen Anfängen zu kraftvoller Entfaltung geschritten. Das Haus ist klein, aber die Liebesthat groß; 170 Pfleglinge werden voraussichtlich in diesem Sommer in der Anstalt zu neuem Leben sich verjüngen. Gleichwohl wäre noch viel zu thun und für die schaffende Menschenliebe sei noch ein großer Raum gegeben. Deshalb sei es doppelt freudig zu begrüßen, daß auch in diesem Jahre von Korporationen und Einzelspendern namhafte Zuwendungen der Anstalt gemacht worden seien. Mit Worten des Dankes gegen Gott und die Wohlthäter der Anstalt schloß Herr Dr. Goldschmidt seine Festrede, die einen tiefen Eindruck auf die Festversammlung hinterließ. Mit Gebet für die Wohlthäter des Hauses, wie für die Pfleglinge der Anstalt, mit Fürbitte für König und Vaterland und mit einem Seelengedächtnisgebet für die verstorbenen Wohlthäter schloß die erhebende Feier.

*) Namen und Wohnung des Vorstandsmitgliedes: H. Krojanker, Chausseestr. 36–37, Herm. Hirschfeld, Neue Königstr. 59, S. Kunz, Rochstr. 15, Max Samuel, Alexanderstr. 54, M. Karfunkel, Poststr. 29.

Hier und dort.

— Herr Prediger Lion Wolff in Aschersleben feiert am 25. d. M. seine silberne Hochzeit. Was Herr Wolff seinen Amtsgenossen während dieses Vierteljahrhunderts gewesen, daß die Hebung ihres Standes sein ganzes Denken, die Vertretung ihrer Interessen seine ganze Thatkraft absorbierte, — die Beteiligten wissen es, und darum wird ihnen diese unsre Nachricht angenehm sein, indem sie ihnen die Gelegenheit zeigt, einen verdienten Mann verdiente Aufmerksamkeit zu erweisen.

— Kurz vor den Ferien hat sich an der Berliner Universität noch eine Vereinigung jüdischer Studierender gebildet, den Zweck verfolgt, „das jüdische Selbstgefühl in der Studentenschaft zu beleben durch Einführung in die Geschichte und Litteratur des Judentums, sowie die körperliche Kraft und Geschicklichkeit der jüdischen Studenten zu pflegen." Der Vorstand ist aus Anhängern der zionistischen Idee gebildet. Rührig sind die Berliner Zionisten überaus, dieses Zugeständnis kann und darf man ihnen nicht versagen.

— Die Zöglinge der Israelitischen Erziehungsanstalt in Ahlem bei Hannover haben kürzlich unter Leitung ihres Lehrers bei der Löschung eines größeren Schadenfeuers in der benachbarten Ortschaft Limmer in erheblicher und mustergiltiger Weise mitgewirkt. Es ist der Anstalt daraufhin ein warmtöniges Anerkennungsschreiben des Gemeindevorstehers zugegangen.

— In Hatten, Elsaß, wird üb.r einen sonderbaren Ausstand viel gelacht. Bekanntlich lassen sich die strenggläubigen Israeliten nicht rasieren, sondern werden mit dem Schermesser „gezwickt". Der mit dieser Manipulation beauftragte Barbier hat nun mit dem Preis aufgeschlagen. Wer aber nicht auf diese Preiserhöhung einging, das waren die Israeliten, dieselben lassen vielmehr die Bärte stehen. Man ist gespannt darauf, wer zuerst nachgeben wird.

— „Ich habe einmal", erzählt Konrad Heresbach in seiner Schrift: „De laudibus graecarum literarum", einen Mönch in der Kirche gegen die Sprachen eifern gehört. „Da ist", sagte er, „eine neue Sprache erfunden worden, sie heißt die griechische: Hütet euch vor derselben! Sie ist's, die all' die Ketzerei gebiert. In dieser Sprache giebt's ein Buch, das hin und wieder angetroffen wird, es heißt: Das neue Testament. Jetzt entsteht wieder eine andere Sprache, die hebräische, wer dieselbe lernt, wird ein Jude!" — Ist es nicht, als ob unsere Antisemiten sich dies wackere Mönchlein aus dem 16. Jahrhundert zum Muster genommen hätten? Denn ihre Kapuzinerpredigten sind aus demselben tiefen Borne geschöpft.

— Hauser's humoristische Wochenschrift „Hallo" in New-York bietet in ihrer letzten Nummer ein Titelblatt, welches folgendes zur Darstellung bringt: Zwei Männer prügelen einen alten Juden, ein geistlicher Würdenträger flieht ob dieses Anblickes entrüstet hinweg und ruft: „Wenn ihr in dieser Weise fortfahrt, dem Christentum Schande zu machen, dann trete ich aus und kehre zum Glauben meiner Väter zurück." Der Kirchenfürst ist Erzbischof Dr. Kohn aus Olmütz. Die Aufschrift der Satire lautet: „Mögliche Folge antisemitischer Ausschreitungen."

— Vor einem Bezirksgericht in Wien gelangten an einem Vormittag vor. Woche nicht weniger als acht Ehrenbeleidigungsklagen zur Verhandlung, denen antisemitische Schimpfereien zu Grunde lagen. Unter den 8 Klägern, welche mit antisemitischen Verbalenjurien traktiert wurden, befand sich ein Arier reinstens Wassers, der wegen des Wortes S . . . jud, welches ihm von einem Studenten zugerufen wurde, klagbar auftrat.

— Das Appellgericht in Lemberg hat das Urteil des Wadowicer Strafgerichts in der Affaire der an dem Advokaturs-Kandidaten Dr. Leser in Saybusch begangenen Gewaltthätigkeiten vollinhaltlich bestätigt.

— In einer Audienz, die der ungarische Kultusminister einer Abordnung des israelitischen Landeslehrervereins gewährte, erwiderte Minister Dr. Wlaßics u. a. den Sprechern: „Sie stehen zum Glücke in dem Dienste einer Konfession, die bezüglich des Patriotismus unerschütterlich ist. Es geschieht leider nicht in jeder Gegend alles, was zur Verbreitung und Hebung der Kultur notwendig wäre, aber auch da ist die jüdische Konfession die Stütze derselben.“ Bei dieser Gelegenheit erzählte der Minister, daß auch er eine jüdische Volksschule besuchte und viel Schönes und Gutes gelernt habe, und gedachte seines Lehrers Samuel Bun mit größter Ehrerbietung und gab seinem Bedauern Ausdruck, ihn hier vermissen zu müssen.

— Der Versuch eines antisemitischen Wahlkomites, bei den Venediger Gemeindwahlen die Juden auszuschließen, hat klägliches Fiasko gemacht. Kein Mensch kümmerte sich um diese Herren. Die siegreiche klerikale Liste enthält auch die Namen von vier Juden.

— Die Auswanderung von Juden nach Argentinien, in die Kolonien des Baron Hirsch, ist in Odessa zeitweilig zum Stillstand gekommen, da bis jetzt keine neue Auswanderergruppe dort gebildet wurde. Es sollen nämlich aus Argentinien nichts weniger als erfreuliche Nachrichten eingelaufen sein. Allgemein wird über die Administration der Kolonien geklagt, welche sich sehr wenig um die Interessen ihrer Pflegebefohlenen kümmert. Es soll auch schon wiederholt zu Streitigkeiten zwischen Kolonisten und der Administration vorgekommen tein.

— Die landwirtschaftliche und technische Schule zu Kologriff (?) hat kürzlich ihr Programm veröffentlicht, nach welchem Knaben jeder Glaubensgemeinschaft, mit Ausnahme von jüdischen Knaben, Aufnahme finden. —

— Das technologische Institut zu Charkow hat folgende Anzeige erlassen: „Neue Studenten werden in der zweiten Hälfte des Monats August aufgenommen ... Für Personen jüdischen Glaubens sind im Schuljahre 1895/96 keine Plätze frei.“ —

— Der Rektor der Universität Petersburg erläßt folgende Bekanntmachung: „Während des bevorstehenden akademischen Jahres werden auch Personen jüdischen Glaubens zum Studium zugelassen, vorausgesetzt, daß ihre Zahl nicht mehr beträgt als 3 v. H. der Gesamtzahl der zugelassenen Studenten.“ —

— Beim Absenden von Telegrammen sind die Juden zuweilen geneigt, hebräische Worte anzuwenden, dieselben aber mit russischen Buchstaben niederzuschreiben. Solche Telegramme werden unterwegs zurückgehalten, und nach vielen ganz unnötigen Schreibereien, sehr oft überhaupt nicht bestellt. Das Telegraphenamt hat eine Nachricht gegeben, daß solche Telegramme in Zukunft als unerlaubte Worte enthaltende betrachtet und daher nicht zur Beförderung gelangen werden. Gleichwohl werden in vielen Gegenden Rußlands auch jetzt noch Telegramme abgesandt, die vollständig in hebräischer Sprache abgefaßt sind. —

— Eine rührende Szene wurde jüngst auf dem jüdischen Friedhofe zu Slutzk im Gouv. Minsk beobachtet. Eine alte Frau stand bitterlich weinend an einem Grabe, und aus ihrem herzbrechenden Jammer war zu entnehmen, daß ihr Sohn, an dessen Grab sie stand, schon vor mehreren Jahren gestorben war; aber die arme Frau konnte keine Bescheinigung seines Todes beibringen und wurde zu einer Geldstrafe von 300 Rbl. verurtheilt, weil ihr Sohn bei der letztjährigen Rekrutenaushebung nicht erschien. —

— Vor 24 Jahren erwarb ein Jude namens Enoch Weißmann, der nach den alten Verordnungen (d. h. fünf Jahre als Kantonist, und dann zwanzig Jahre bei der Linie) im Heere gedient hatte, ein Haus in dem Kosackendorfe Groznens im Terek-District, und die Vertragurkunde wurde von dem Dorfamte gutgeheißen. Der alte Mann starb im Jahre 1892 und hinterließ eine Witwe mit unmündigen Kindern. Ende Mai d. J. sprach das Oberhaupt des Dorfes bei der alten Frau mit einem Befehle vor, nach welchem sie den Platz sofort zu verlassen habe; für den Weigerungsfall wurde ihr die gewaltsame Entfernung — auf ihre Kosten — durch die Polizei angedroht. Der unglücklichen Witwe blieb nichts anderes übrig als ihr bewegliche Habe zusammenzuraffen, Haus und Hof zu verlassen und nach dem Nachbarorte Groznig auszuwandern. —

Brief- und Fragekasten.

Hrn. Dr. C., Ichenhausen. Ihr Bericht kommt zu spät, da wir einen andern, kürzern schon gebracht haben.

Rev. L. L., N.-Y. Der „Arizona-Kicker“ soll ähnliche Aufträge für seine Abon. erledigen, europäische Blätter thun es nicht.

Zur 9. Frage: Sprachlich ist es wohl richtig ohne Artikel, „Jaamod rischon“ aufzurufen, da auch „scheni, sch'lischi“ etc. ohne Artikel aufgerufen werden. Ich denke jedoch dabei an das Ausrufen des Rosch-chodesch, da heißt es „horischon“ „hascheni“ u. s. f. — Meist fällt heute das „Jaamod“ weg, statt „Kohen kraw“ muß also folgerichtig „rischon kraw“ und auch Bar mizwo kraw“ aufgerufen werden, was sicher richtiger und schöner ist. —

Kroll-Flatow.

9. Antwort. Meiner Ansicht nach sind beide Les- oder Schreibarten, nämlich ראשון mit und ohne ה הידיעה, grammatisch korrekt. Doch würde ich dem einfachen ראשון den Vorzug geben. Abgesehen davon, daß es in vielen Bibelstellen, trotzdem es in bestimmtem Sinne gedacht wird, ohne Artikel vorkommt, wie beispielsweise אני ראשון ואני אחרון, ich bin der erste und bin der letzte, כי שאל נא לדור ראשון, befrage das erste Geschlecht, so wäre ich auch aus einem andern Grunde für die Weglassung des ה. In dem יעמוד ראשון scheint mir nämlich das ראשון sich nicht direkt auf יעמוד zu beziehen, sondern es ist hier ein Wort elidiert, יעמוד העולה ראשון, שני, also der zuerst, der als Zweiter u. s. w. in der Reihe Aufgerufene. In den jüdischen Gemeinden in den slavischen Ländern lautet die Formel folgendermaßen: יעמוד פלוני בן פלוני, כהן . . . לוי . . . לוי במקום כהן . . . , שלישי . . und zeigt deutlicher, daß sie mit „N. N. als Priester, als Levi, als Dritter u. s. w. zu übersetzen sei. — Für richtiger halte ich, was die zweite gestellte Frage betrifft, בר מצוה, weil im Hebräischen zwei zusammengezogene Hauptwörter zumeist ohne bestimmten Artikel gebraucht werden: איש מלחמה, איש אמת, בן חכם, בן תורה, wohl aber kommt das ה הידיעה, wenn auf das Substantivum ein Adjektivum folgt: הבן הילד, האל הטוב. Allenfalls wäre הבר מצוה nicht richtig, sondern eher בר המצוה oder הבר המצוה.

S. N. Margulies-Lübeck.

Die Annahme des Herrn Liebrecht-Prenzlau, daß Aschkenas von Askanien hergeleitet werden kann, wird durch die einfache Thatsache am besten widerlegt, daß sämtliche preußische Gemeinden rechts der Elbe den Minhag Aschkenas eingeführt, dagegen die anhaltinischen Kehillos, die mitunter ½ Stunde von einer preußischen Stadt entfernt liegen, sämtlich nur den polnischen Ritus kennen. Bar Minan.

Wochen-	August 1895.	Aw. 5655.	**Kalender.**
Freitag . . .	9	19	(Sabb.-Anf. 7,41)
Sonnabend . .	10	20	עקב (S. Ausg. 8,26).
Sonntag . . .	11	21	
Montag . . .	12	22	
Dienstag . . .	13	23	
Mittwoch . .	14	24	
Donnerstag . .	15	25	
Freitag . . .	16	26	

Neu eröffnet!

Telephon Amt V, No. 3139.

כשר Hotel Münchener Hof כשר

Telegramm-Adresse: Münchener Hof.

Spandauerstr. 11-12, Ecke Kaiser-Wilhelmstr.

Verbunden mit **Restaurant I. Ranges und Pensionat.** Günstige Lage in unmittelbarer Nähe des Schlosses, der Museen, Bahnhöfe Friedrichstr., Alexanderplatz, Börse. Elegante Festsäle 200 Personen fassend. Mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattete Gesellschafts- und 60 Fremdenzimmer, Fahrstuhl, electrische Beleuchtung; Bäder im Hause, Speisen zu jeder Tageszeit, Diners von M. 0.75 an; echte und hiesige Biere. Hochzeiten und Ausrichtung von Festlichkeiten in- und ausser dem Hause zu billigsten Preisen. Fremdenzimmer von 1,50 M. an. Dem reisenden Publicum halte mich bestens empfohlen.

Ref.: Sr. Ehrwürden Herr Rabb. Dr. J. Hildesheimer, Berlin. **L. Rothenberg.**

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 9. August in allen Synagogen, Abends 7½ Uhr.

Sonnabend, den 10. August in der alten Synagoge Morgens 8½ Uhr, in den übrigen Synag. Morgens 9 Uhr.

Predigten: Vorm. 10 Uhr: Neue Synag. Hr. Rabb. Dr. Weiße, Lindenstr.-Synag. Hr. Rabb. Dr. Stier.

Abendgottesdienst 8¾ Uhr.

Gottesdienst an den Wochentagen: in allen Synag. Morg. 6½ u. Abends 6½ Uhr.

Zu ר"ה

empfehle ich mein Werk:

„Wünsche zum jüdischen Neujahrsfest."

Es enthält neben dem Gesagten noch Gelegenheitsgedichte und Tischreden für alle freudigen Vorkommnisse im jüdischen Hause.

Preis 1 Mk.

Ferner

„Der Unsterblichkeitsglaube, nicht vom theologischen Standpunkte."

Preis 75 Pf.

Und endlich

„Heitere Stunden", jüdische Humoresken.

Preis 60 Pf.

Nach Einsendung des Betrages frei in's Haus.

Moritz Scherbel, Prediger, Gumbinnen.

Kantor u. Schochet

(orthod.) per 1. Nov. d. J. gesucht. Gehalt 1000 Mark und Aussicht auf Nebeneinnahme.

Isr. Gemeinde Dinslaken.

Gesucht per 1. October 1 tücht. jüngerer Kommis für Lager u. Reise, sowie ein Lehrling mit guter Schulbildung. Sabbat und Feiertage geschlossen.

Gefl. Off. mit Zeugnis-Abschriften erwünscht.

Isaak Rapp, Gr. Umstadt, Manufactur- und Schuhwaren.

Junger Mann mit guten Schulkenntnissen kann in meiner Officin die Buchdruckerkunst erlernen.

E. Wertheim, Friedrichstraße 94.

J. Dobschiner

Cigarettenfabrikant

echt russischer und türkischer Tabake.

Feinste Qualitäten.

Berlin, Karlstraße 42.

Sophastoff-Reste

in Rips, Damast, Crêpe, Phantasie, Gobelin und Plüsch spottbillig! Proben franco.

Läuferstoffe in allen Qualitäten zu Fabrik-Preisen.

Emil Lefèvre,

Berlin S., Oranienstr. 158.

Meyers Konvers.-Lexikon nur 80 Mark

statt 160 M. 3 Aufl., 16 eleg. Halbfranzbde. m. viel. Abbild. 2c.

Lederer, Kurstr. 37.

Associe gesucht.

Für ein größeres industrielles Unternehmen wird ein gebild. Herr als Associe gesucht. Capitaleinlage 30,000 Mark bar.

Gefl. Off. sub **„H. N. 7"** an die Exped. d. Bl.

Festdichtungen

J. Mansbacher, Steglitzerstr. 20.

Möbel, gebrauchte, kauft **Burow,** Rosenthalerstr. 13.

Barches

(Butter- und Wasserbarches) in allen Größen v. 10 Pf. an.

Schmackhafte Kuchen jeglicher Art, sowie alle sonstigen Backwaren von feinstem Wiener Auszug der renommiertesten Mühlen empfiehlt **die Feinbäckerei von Max Klinge,** Oranienburgerstr. 84 (gegr. 1789).

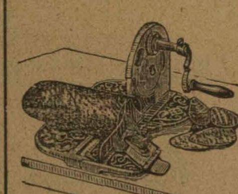
Cigarren-Abschneider

aller Systeme, mit und ohne Selbst-Entzündung für Gas und Benzin; Anzünde-Leuchter vernickelt, verkupfert, broncirt 2c. Reparaturen prompt u. billig.

Conrad Christ & Co. Wrangelstr. 111.

Cacao Mauxion, alle Chocoladen, Pralinée etc.

kauft man am billigsten in Berlin **Gr. Hamburgerstr. 21.**



E. Ubrig & Co.

Eisengiesserei und Waagen-Fabrik.

Berlin, Westend, Fürstenbrunnerweg 1

hauswirthschaftliche u. automatische Maschinen

als Wirthschaftswaag., Reibemasch., Fleischhackmasch. etc., automatische Personenwaagen u. andere autom. Maschinen.

ר"ה ויו"כ

Concerthaus.

48 Leipzigerstr. 48.

Festgottesdienst mit Begleitung der **Orgel** und **Predigt.** Billets b. **Ludw. Riess,** Stralauerstr. 33, am Molkenmarkt. Telephon V, 1296.

Schirmfabrik

A. Sachs

Kg. Hoflieferant empfiehlt ihre auf der Ausstellung z. Wien, Philadelphia und Berlin preisgekrönten Fabrikate in **Sonnenschirmen, Entoucas und Regenschirmen.**

1. Lager: Jerusalemerstr. 31.
2. „ Friedrichstr. 143/49.
3. „ Burgstr. 27, Börsen-Rest.
4. „ Anhaltstr. 8.
5. „ Alexanderstr. 49.
6. „ Charlottenburg, Berlinerstraße 49.

Fleisch- und Wurstwaren-Fabrik H. Selow

Brücken-Straße No. 6a

Fernspr.-Amt VII, 1721

empfiehlt Prima **Fleisch- u. Wurstwaren** zu soliden Preisen.

ff. Aufschnitt.

Täglich 2mal frische Würstchen.

שופרות

in großer Auswahl billigst. Auswahlsendungen stehen zu Diensten.

J. Kauffmann,

Buchhandlung. Frankfurt a. M.

Mariage.

Für mein Mündel, 21 J., Mitgift 600,000 Mk. bar, suche einen Rechtsanwalt v. angenehm. Aeußern zum Gatten.

Nicht anonyme Briefe bitte mit der Aufschrift „Rechtsanwalt" der Exped. d. Bl. zur Weiterbeförderung zu übergeben.

Zahnatelier Kreslawski, Spittelmarkt 5.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.